

Über Zusammenleben sprechen: Argumentationsmuster zur Integration im Alltag



Dr. Julia Nentwich & Dr. Anja Ostendorp

Lehrstuhl für Organisationspsychologie, Universität St.Gallen, 2007



Universität St.Gallen

Vorwort

Integration ist zum Schlagwort in Politik und Öffentlichkeit geworden. Was aber ist gemeint, wenn von Integration gesprochen wird? An welche Personen und Zielgruppen denkt man, wenn von Integrationsprozessen die Rede ist? Stehen nur Migrantinnen und Migranten in der Pflicht, oder aber auch die Aufnahmegesellschaft? Und: Wie können die Inhalte einer wirksamen und kohärenten Integrationspolitik einer breiten Öffentlichkeit vermittelt werden?

Integrationsfachleute beschäftigen sich seit vielen Jahren mit dieser Frage. Es gibt eine Reihe von Ansätzen, wie Frau Müller und Herr Gerber, aber auch Frau Yilmaz und Herr Tosato angesprochen werden können, um ihnen das Anliegen der Integration nahe zu bringen: Informationsveranstaltungen, Projekte zum gegenseitigen Kennenlernen, Ausstellungen, Filme, Diskussionsrunden, Kampagnen. Dabei geht es jedoch nicht nur darum, Verständnis für die «anderen» zu wecken, sondern auch darum, breite Bevölkerungskreise dafür zu gewinnen, sich an Integrationsprozessen und der Integrationsförderung selbst zu beteiligen.

Der Ausgangspunkt des Auftrags an die Forschung, deren Resultate im Folgenden vorgestellt werden, war ein anderer. Nicht die Frage, was in Bezug auf Integration zu tun sei, stand im Zentrum, sondern die Frage, wie über das alltägliche Zusammenleben gesprochen wird. Wie sprechen wir über das Zusammenleben in der Nachbarschaft und im Quartier oder im Sportklub, in der Kirchgemeinde und am Stammtisch? Wie sehen wir uns selbst, wie die andern? Wen schliessen wir ein, wen schliessen wir aus? Welcher rhetorischer Strategien bedienen wir uns, um unser Tun zu begründen, zu rechtfertigen?

Julia Nentwich und Anja Ostendorp vom Lehrstuhl für Organisationspsychologie an der Universität St.Gallen beschäftigen sich seit mehreren Jahren mit der Frage, wie mittels «Sprachspielen» in verschiedensten Kontexten Wirklichkeiten konstruiert werden. Sprachspiele sind Abbilder der Art und Weise, wie über ein bestimmtes Thema gesprochen wird und wie sprachliche Ressourcen Wirklichkeiten begründen. Wir haben die beiden Forscherinnen gebeten, Sprachspiele auch im Umfeld der Integration, im Alltag des Zusammenlebens im Quartier zu untersuchen. Damit sollte zum einen dokumentiert werden, welche Argumentationsmuster benutzt werden, wenn über Zusammenleben gesprochen wird. Zum andern wollten wir herausfinden, ob sich bei diesen Mustern Ansätze finden lassen, die die Integration begünstigen.

Das Resultat der Forschung sind uns allen bekannte und nur allzu vertraute Argumentationsmuster. Sie können vier Typen von Sprachspielen zugeordnet werden. Der

Forschungsbericht beschreibt sie in eindrucklicher Weise und belegt sie mit einer repräsentativen Auswahl an Zitaten aus den geführten Gesprächen. Spannend dabei ist, dass diese vier Sprachspiele nicht an einzelne Sprecherinnen oder Sprecher gebunden sind, sondern dass in ein und demselben Gespräch zwischen verschiedenen dieser Sprachspiele gewechselt wird. Für Integrationsprozesse und die Integrationsförderung fruchtbar gemacht werden kann insbesondere jenes Sprachspiel, in welchem Veränderungen angesprochen und damit möglich gemacht werden.

Der Bericht soll all jenen als Anregung dienen, die in der Integrationsarbeit tätig sind, aber auch jenen, die im Quartier oder in der Nachbarschaft vor Ort aktiv sind. Er ermöglicht es, sowohl die eigenen Argumentationsmuster kritisch zu überprüfen als auch Ansätze zu finden, wo eingehakt werden kann, um Bewegung in eingespielte Routinen zu bringen, so dass Integrationsprozesse und -förderung möglich werden. Integration erweist sich dabei einmal mehr als Prozess der Innovation. Und nicht zuletzt lässt er Schlüsse darüber zu, wie das Anliegen der Integration besser kommuniziert werden kann.

*Beda Meier, Koordinationsstelle für Integrationsfragen des Kantons St.Gallen
Simone Prodolliet, Eidgenössische Ausländerkommission EKA*

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG UND PROBLEMSTELLUNG	5
1.1. Fragestellung und theoretischer Hintergrund	5
1.2. Empirischer Zugang und Forschungsmethoden	9
2. ZENTRALE THEMEN	12
3. ZWISCHEN RHETORISCHER ÜBUNG UND HANDLUNGSIMPULS: VIER SPRACHSPIELE	16
3.1. Sprachspiel 1: Das «politisch korrekte» WIR	17
3.2. Sprachspiel 2: Das offen abwertende DIE	22
3.3. Sprachspiel 3: Das «politisch korrekte» ALLE!	24
3.4. Sprachspiel 4: Das reflektierende ALLE?	27
4. KONSEQUENZEN: PRAKTIZIERTE EIN- UND AUSSCHLUSSMECHANISMEN	32
4.1. Sprachspiel 1: Das «politisch korrekte» WIR	32
4.2. Sprachspiel 2: Das offen abwertende DIE	33
4.3. Sprachspiel 3: Das «politisch korrekte» ALLE!	34
4.4. Sprachspiel 4: Das reflektierende ALLE?	35
5. ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK	38

1. Einleitung und Problemstellung

Wie sprechen Menschen im Alltag über ihr Zusammenleben? So lautete die allgemeine Fragestellung der Studie, die wir im Auftrag der Koordinationsstelle für Integrationsfragen des Kantons St.Gallen sowie der Eidgenössischen Ausländerkommission durchgeführt haben. Ausgehend von dem Bedürfnis, weniger bei so genannten Randgruppen anzusetzen als vielmehr etablierte Akteurinnen und Akteure des Alltags in den Fokus zu rücken, gingen wir der Frage nach, wie Menschen bzw. Gruppen in ihren alltäglichen Lebenszusammenhängen vor Ort über Themen des Zusammenlebens und der Integration, über Einschluss und Ausschluss reden: Wer ist dabei im Sportverein, im Schulnetzwerk, am Stammtisch, in den Nachbarschaften, im Kirchenverein, im Engagierten-Forum? Wer bleibt aussen vor? Welche Argumentationsmuster («Sprachspiele») werden beim Sprechen über Zusammenleben verwendet?

1.1. Fragestellung und theoretischer Hintergrund

Aktuelle Untersuchungen zu Zusammenleben und Diversität in der Schweiz gehen zumeist vom Begriff der «Migration» und «Integration» aus (D'Amato, 2005) (D'Amato & Gerber, 2005; Huber, 2005; Niederberger, 2004; Wanner, 2004; Wicker, Fibbi & Haug, 2003) bzw. untersuchen explizit das «Fremde» (Hoffmann-Nowotny, 2001; Wicker et al., 1996). Entsprechend fokussieren Studien bezüglich Habitat und Integration auf «Problemquartiere» (Wimmer, 2003). Offen bleibt dabei die Frage, wie Zusammenleben im konkreten Alltag bewerkstelligt wird. Das hier vorgestellte Forschungsprojekt hat sich genau dieser Aufgabe gestellt, verschiedene Möglichkeiten des alltäglichen Zusammenlebens zu untersuchen. Eine zentrale Frage für uns ist dabei, wie im Alltag mit verschiedenen Verständnissen von Gleichsein und Verschiedensein auf einer sprachlich-diskursiven Ebene umgegangen wird. Wir fragen also nach den sprachlichen Ressourcen oder «Sprachspielen», die in einem bestimmten Kontext (hier: einer Gruppendiskussion oder einem Interview) zur Verfügung stehen, um alltägliche Aspekte, Herausforderungen, Probleme und Freuden des Zusammenlebens zu thematisieren.

Im Rahmen dieser Forschungsfragen gehen wir von einem Sprachverständnis aus, das Sprache nicht lediglich als unsere Realität abbildend, sondern als sie mitschaffend, d.h. als wirklichkeitskonstruierend versteht. Ich kann mir nur das vorstellen, wofür mir auch sprachliche Repertoires (Gilbert & Mulkay, 1984; Potter & Wetherell, 1987) bzw. so

genannte «Sprachspiele» (Wittgenstein, 1997) zur Verfügung stehen. Gleichzeitig bestimmen diese sprachlichen Repertoires aber auch die Art und Weise, wie ich mich selbst als Person konstituieren kann. Sprache bestimmt die Möglichkeiten unseres Denkens und unserer Argumentationsmuster – als Einzelperson wie auch als Gesellschaft.

Die Konsequenzen dieses Sprachverständnisses zeigen sich dann, wenn Veränderung zum Thema wird, wenn also alternative Wirklichkeiten vorstellbar gemacht werden sollen. In diesem Sinn untersuchten wir hier zum einen die aktuellen Möglichkeiten, die sprachlich-diskursiv zur Verfügung stehen, um verschiedene Formen des Zusammenlebens zu konstruieren. Zum anderen soll analysiert werden, welche alternativen Szenarien im Rahmen der verschiedenen Sprachressourcen zum Vorschein kommen und welche Formen von Veränderung zur Anwendung kommen können. Mit dieser doppelten Fragestellung verfolgen wir nicht nur das Ziel, eine Momentaufnahme der im Alltag praktizierten und kommunizierten Formen des Zusammenlebens zu liefern, sondern auch, diese Ergebnisse für die konkrete Integrationsarbeit und damit für Veränderung nutzbar zu machen.

Die Forschungsfragen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Welche Möglichkeiten gibt es, über Zusammenleben zu sprechen? Welche «Sprachspiele», Metaphern, Begriffe, Argumente werden hierbei im Sinne von einzelnen «Sprachbausteinen» in einem bestimmten Argumentationsmuster aktuell benutzt?
- Wie können die vorgefundenen «Sprachspiele» verändert werden? Welche alternativen Verständnisse werden vermittelt? Wie könnten neue Verknüpfungen entstehen, so dass alternative Verständnisse weiterentwickelt werden?

Theoretisch beziehen wir uns dabei auf eine diskurspsychologische Perspektive, die sich insbesondere auf den Begriff des «Sprachspiels» bei Wittgenstein (1997), sowie auf die Tradition der britischen Sozialpsychologie bezieht (Billig et al., 1988; Potter, 2005; Potter & Wetherell, 1987). Im Mittelpunkt der Analysen steht dabei die Konstruktion von Differenz und damit die Frage, wie Unterschiede zwischen dem «uns» als der Mehrheit und «den Anderen» als ethnischer, kultureller, sprachlicher, sexueller etc. Minderheit sprachlich konstruiert werden. Die Thematik des Einschlusses und Ausschlusses wurde in der wissenschaftlichen Literatur insbesondere anhand der Themenbereiche Rassismus (Barker, 1981; Billig, 2001; Rapley, 1998; Van Dijk, 1992, 1993; Walker, 2001; Wetherell & Potter,

1992), aber auch nationaler Identitäten (de Cillia, Reisigl, & Wodak, 1999), Vorurteilen (Condor, 2000) und Stereotypenbildung (Mallinson & Brewster, 2005; Oktar, 2001) untersucht.

Zentral sind für uns die Begriffe des *Sprachspiels*, des *ideologischen Dilemmas*, der *rhetorischen Strategie* und der *Subjektposition*, die wir hier kurz näher ausführen wollen.

«**Sprachspiele**» sind nach Wittgenstein die kulturhistorisch gewachsenen sprachlichen Ressourcen gebündelter «Sprachbausteine», die einem in einer bestimmten Situation zur Verfügung stehen. Diese Ressourcen sind keineswegs als willkürlich verfügbare und einsetzbare Sprachbausteine zu verstehen. Vielmehr unterliegen sie gewissen Regeln, die sozial verankert und damit gelernt sind. Auch sind sie in so genannte «Lebensformen» (Wittgenstein, 1997) eingebettet, d.h. sie sind nicht nur abhängig vom Kontext, sondern auch von der eigenen Sozialisation und Identität. Den Ausgangspunkt für jedes Sprachspiel bilden zentrale Grundannahmen, an denen nicht gezweifelt wird und auf denen die weitere Argumentation aufbaut. Während innerhalb eines bestimmten, dem Sprachspiel inhärenten Argumentationsmusters ein Konglomerat an argumentativen «Bausteinen» miteinander verbunden ist, bleiben Aspekte anderer Sprachspiele und damit verbundenen Argumentationsmustern völlig unverbunden. Im Kontext von Sprachspielen sind dies **assoziierte** Argumente oder Aussagen und **dissoziierte** Argumente. Je nach Grundannahme des Sprachspiels werden manche Aspekte assoziiert, andere dissoziiert (Nentwich, 2004; Perelman & Olbrechts-Tyteca, 1971).

Sprachspiele werden von **rhetorischen Strategien** (vgl. LeCouteur & Augoustinos, 2001; Van Dijk, 1992, 1993) gestützt und ermöglichen eine bestimmte Verortung und Positionierung in der Wirklichkeit, die so genannte **Subjektpositionierung**. Je nach Sprachspiel, auf das Personen zugreifen, positionieren sie sich also in der Wirklichkeit. Der von uns gewählte Ansatz ist mit entsprechend weitreichenden Annahmen aus der Erkenntnistheorie (Epistemologie) und der Lehre des Seins (Ontologie) verbunden: Wie ich argumentiere und meine Position in der Wirklichkeit begreife, heisst in unserem Verständnis gleichzeitig auch immer, wie ich die Positionen Anderer in dieser Wirklichkeit begreife, welche Positionen bereits besetzt sind und welche Positionen für wen zur Verfügung stehen. Damit gibt ein Sprachspiel die Möglichkeiten vor, sich und andere auf bestimmte Art und Weise in der Wirklichkeit zu platzieren. Je nach aktuell verfügbaren Sprachspielen sind also ganz bestimmte «Subjektpositionen» (Davies & Harré, 1990) möglich, andere dagegen nicht. Wird z.B. das Geschehen im eigenen Verein als unhinterfragbar angesehen und als «schon

immer dagewesen» absolut gesetzt, so wird es schwierig, in diese «Gewohnheitswirklichkeit» etwas grundlegend Neues hineinzubringen. Neue Wege der Mitgliederbeschaffung zu beschreiten oder eine Person, die aus anderen Kulturkreisen kommt, als Bereicherung zu begreifen, ist hier keine Option. Da hier der Fokus auf dem «Schon-immer-Dagewesenen» liegt, gibt es keinen Raum für das Andere. Subjektpositionierungen, die dieses Ungleichgewicht aufbrechen könnten, werden in diesem Fall nicht angeboten – sie sind «dissoziiert».

Da Sprachspiele immer in der Alltagslogik verankert sind, bestehen parallel immer verschiedene, sich häufig auch widersprechende Sprachspiele nebeneinander. Es lässt sich weder eine Person zu einem bestimmten Sprachspiel zuordnen noch kann man sagen, dass in einem bestimmten Kontext nur ein einziges Sprachspiel zur Anwendung kommt. Beispielsweise kann eine Person an einer Stelle argumentieren, dass sie Wert auf «völlige Offenheit» und «Toleranz» im Umgang mit anderen lege und sich als «offene Weltbürgerin» positionieren, an anderer Stelle dagegen betonen, dass sie sich am liebsten nur unter «gleichgesinnten» Personen bewege und andere diese Harmonie stören würden. Diese Widersprüche – wie in unserem Beispiel die «Offenheit und Toleranz unter Gleichgesinnten» werden in der diskursiven Psychologie als **«ideologische Dilemmata»** (Billig et al., 1988) bezeichnet. Es sind gerade diese unbemerkten Widersprüche, die eine Wirklichkeitskonstruktion stabilisieren und die zentral werden, möchte man destabilisierend im Sinne von Veränderung wirken.

Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Konkretisierungen lassen sich die Forschungsfragen wie folgt spezifizieren:

- Durch welche Sprachspiele und Argumentationsmuster werden Vorstellungen von «Zusammenleben» konstruiert?
- Was sind deren zugrunde liegende Annahmen?
- Welche Bausteine bzw. rhetorischen Strategien stabilisieren die jeweiligen Argumentationsmuster?
- Welche Aspekte sind assoziiert und welche bleiben dissoziiert, d.h. werden nicht miteinander verbunden?
- Lassen sich veränderungswirksame Sprachspiele finden?
- Wie könnten neue Verknüpfungen für alternative Handlungsmöglichkeiten entwickelt werden?

1.2. Empirischer Zugang und Forschungsmethoden

Der empirische Zugang erfolgte über den räumlichen Kontext des Zusammenlebens: städtische Quartiere. In der Ostschweizer Stadt St.Gallen wählten wir drei Quartiere aus, in denen wir über einzelne Schlüsselpersonen den Kontakt zu möglichst «natürlichen Gruppen»¹ im Quartier suchten und diese zur Teilnahme an Gruppendiskussionen einluden. Dabei handelte es sich um verschiedene lokale Verbände, Klubs und Vereine, um Bildungs-, Pflege- und Betreuungseinrichtungen, um Jugendgruppen, um weitere Personen des «öffentlichen Lebens» wie z.B. Hauswarte, Pfarrer, Wirte oder Ladenbesitzerinnen, aber auch privatere Runden unter Nachbarinnen, befreundeten Pensionären oder Stammtischmitgliedern. In jedem Quartier wurde zudem eine Ortsbegehung mit dem für das Quartier zuständigen «Quartierpolizisten» durchgeführt. Diese Ortsbegehung erwies sich auch als für die weitere Kontaktaufnahme bedeutungsvoll.

Insgesamt wurden mit 20 verschiedenen Gruppen Diskussionen geführt. Dabei haben wir einen besonderen Schwerpunkt auf die Methode der Gruppendiskussion (Bohnsack, 2000; Liebig & Nentwig-Gesemann, 2002; Loos & Schäffer, 2000; Steyaert & Bouwen, 2004) gelegt. Zentrales Anliegen war es hier, möglichst nah am Alltagsverständnis der Akteurinnen und Akteure im Quartier bleiben zu können. Im Gegensatz zur geläufigen Interviewpraxis war es uns darum auch wichtig, möglichst «selbstläufige» Diskussionen zu initiieren und zu begleiten. Das bedeutet, dass wir als Forschende den Teilnehmenden der Diskussion zunächst möglichst viel Freiraum gegeben haben, ihre eigenen Themen, Schwerpunkte und Fragestellungen zu behandeln und erst im Anschluss daran gezielte Nachfragen gestellt haben. So wurde in 20 «natürlichen» bzw. «naturnahen» Gruppen zwischen zwei und 14 Personen unter der Begleitung und Moderation jeweils zweier Forschender sehr lebendig darüber diskutiert, was den Alltag und das Zusammenleben vor Ort denn eigentlich ausmacht, wer wo mitmacht und wer nicht, was gut läuft und was weniger.

Die Gruppendiskussionen wurden um 16 Einzelinterviews mit zentralen Personen in den Quartieren sowie um zehn problemzentrierte Interviews (Nentwich, 2001, 2003; Witzel, 1989) mit Fachleuten der lokalen Integrationsarbeit ergänzt.² Alle Gruppendiskussionen und Interviews wurden aufgezeichnet, vollständig ins Schriftliche übertragen (transkribiert),

¹ Als «natürliche Gruppen» lassen sich solche Gruppen bezeichnen, die auch unabhängig von der Gruppendiskussion bestehen, die also nicht «künstlich» für den Forschungszweck zusammengesetzt wurden (vgl. Steyaert & Bouwen, 2004).

² Für die in diesem Forschungsbericht dargestellten Auswertungen und Ergebnisse waren diese Interviews rein als Informationsquellen für Hintergründe und zur Kontaktaufnahme relevant. Eine Analyse des Integrationsverständnisses in diesen Interviews steht noch aus und ist nicht Teil dieses Projekts.

computergestützt mittels Atlas/ti verwaltet (Kelle, 2000; Muhr, 1991) sowie diskurspsychologisch ausgewertet (Potter & Wetherell, 1987; Van den Berg, Wetherell, & Houtkoop-Steenstra, 2004; Wood & Kroger, 2000).

Unser Untersuchungsinteresse lag explizit *nicht* auf den vergleichsweise gut beforschten «Problemquartieren», die typischerweise als Quartiere mit einem hohen Anteil migrierter Bevölkerung bzw. bildungsferner Schichten und einem hohem Armutsrisiko gefasst werden, sondern vielmehr auf Akteurinnen und Akteuren des Alltags, welche in der Regel nicht mit dem Schlagwort der Integration in Verbindung gebracht werden. Den Kriterien des «theoretical samplings» folgend, wollten wir bei der Auswahl der Quartiere eine möglichst grosse Vielfalt an Perspektiven im Sinne von Unterschieden und Ähnlichkeiten erhalten. Darum wählten wir auch bezüglich Bevölkerung, Struktur und aktueller integrationsrelevanter Thematiken möglichst unterschiedliche Quartiere aus. Diesen räumlichen Zugang zum Alltagsverständnis verstehen wir ausschliesslich forschungsmethodisch. Während die verwendeten Sprachspiele sowie die daraus folgenden Einschluss- und Ausschlussmechanismen im Vordergrund stehen, ist es also *nicht* das Interesse oder Ziel dieses Projekts, einzelne Quartiere oder gar Personen und Gruppen zu analysieren, zu charakterisieren oder gar Aussagen bezüglich bestimmter Ist-Zustände in den untersuchten Quartieren zu treffen!

Bei den untersuchten drei Quartieren handelte es sich zum einen um das «**Quartier A**», ein Quartier mit einem eher dörflichen Charakter nahe an Naherholungsgebieten und der Landwirtschaftszone gelegen. Die privilegierte Wohnlage mit vielen Villen und grossen Gärten spricht Personen mit deutlich gehobenem Einkommen an. Der Anteil fremdsprachiger Schüler und Schülerinnen an den Primarschulen³ ist mit 6,6% als sehr gering einzuschätzen. Personen mit internationalem Migrationshintergrund im Quartier A sind – wie auch die schweizerische Bevölkerung des Quartiers – zumeist dem gehobenen «Bildungsbürgertum» zuzuordnen.

«**Quartier B**» lässt sich als ein Quartier mit verschiedenen innovativen Projekten und sehr aktiven Nachbarschaften beschreiben. Es ist stadtnah gelegen und wird als traditionelles «Mittelschichtsquartier» bezeichnet. Ein wichtiges Beschreibungsmerkmal mit Blick auf ehemalige Bewohnerinnen und Bewohner ist die zunehmende Überalterung des Quartiers.

³ Alle statistischen Angaben über die Quartiere sind dem Statistischen Jahrbuch der Stadt St.Gallen 2005 entnommen.

Charakteristisch ist auch der hohe Anteil an migrierten Bewohnerinnen und Bewohnern. Laut Angaben auf der Quartiershomepage wohnen Personen mit 74 unterschiedlichen Nationalitäten im Quartier. Der Anteil fremdsprachiger Schüler und Schülerinnen an den Primarschulen liegt zwischen 20 und 49,1 %.

Bei «**Quartier C**» handelt es sich um ein mittelständisches Quartier mit dörflichem Charakter, das aber zugleich eine sich sprunghaft ausdehnende Industrie beherbergt und von einem erheblichen Verkehrsaufkommen betroffen ist. Aufgrund des angrenzenden Naherholungsgebietes und der Lage am Stadtrand jedoch ist es ein Quartier, das insbesondere Familien anspricht. Der Anteil fremdsprachiger Schüler und Schülerinnen an den Primarschulen liegt zwischen 24,8 und 27,3 %. Am charakteristischsten für dieses Quartier ist seine hohe Vereinsdichte: Nach Aussage des Quartiersvereins sind an die 100 Vereine hier ansässig.

2. Zentrale Themen

Im Zuge der Analyse konnten wir verschiedene zentrale Themen herausarbeiten, die im Kontext unserer Fragen nach dem Zusammenleben relevant waren. Grundsätzlich wurde das Leben im eigenen Quartier – wenngleich in einigen Fällen kritisch hinterfragt – sehr positiv eingestuft. Positiv erlebt wurden des Weiteren ein gutes Engagement, hohe Motivation, vertrauensvolle Zusammenarbeit sowie herzliche Sozialkontakte und Geselligkeit unter denjenigen, die sich gemeinsam für ein Anliegen engagierten.

Als dringliche Frage wurde thematisiert, wie Personen für ein Engagement im Sozialkontakt und in der Freiwilligenarbeit motiviert werden können. So war das zentrale Thema, das in allen Gruppendiskussionen als problematisch diskutiert wurde, ein scheinbar fehlendes Engagement derjenigen Bewohnerinnen und Bewohner im Quartier, die nicht zur eigenen Kerngruppe gehörten. In allen Quartieren wurde festgestellt und teilweise auch beklagt, dass «immer dieselben am Grill» stünden, wenn ein Anlass initiiert werde und dass Personen für jedwede freiwillige Tätigkeiten sowie insbesondere für zeitintensivere Ehrenämter nur äussert schwer zu finden seien.

P1: «Also, das Quartier lebt schon [...] relativ stark. ABER es sind auch immer dieselben dabei.»

P3: «Es sind die gleichen [...], die sich engagieren, die am Grill stehen, an diesem Fest oder am anderen und helfen kommen» (GD 2, 540f.).

Immer wieder wird hervorgehoben, dass es an engagierten Personen fehle. Als Folge dieses Phänomens wird oft ein verändertes oder gar sich auflösendes Zusammenleben festgestellt. So wird auch vom «Sterben» des Vereinslebens gesprochen:

P2: «Also, ich denke auch, ich sehe auch das Sterben von allen Vereinen, ich sehe es.»

P1 [gleichzeitig mit P2]: «Ja, die meisten sicher.»

P7: «Ja, das Vereinsleben stirbt ganz sicher, ganz sicher.»

P10: «Aber nicht nur [hier im Quartier].»

P alle: «Nein.»

P2: «Nein, das ist überall und allgemein» (GD 15, 543-548).

Ähnlich wie das Ende des Vereinslebens prognostiziert wird, wird auch vom Sterben des «Beizenlebens» gesprochen:

«[D]as Beizenleben ist heute nicht mehr gegeben. Wo ist es noch gegeben, sag es mir, [...] wo hat es noch diese Stämme? [...] Beizenleben bei uns im Quartier, [d]as ist gestorben, zu mindestens 80 Prozent, gegenüber dem, was man früher gehabt hat» (GD 4, 63).

Aus der Perspektive älterer Personen wurden derartige Veränderungen nicht selten mit einer Reminiszenz an die «guten alten Zeiten» verbunden. Ganz allgemein wurde häufig ein mangelndes Interesse am geselligen/gesellschaftlichen Leben im Quartier beklagt:

«Ja, ich meine, das ist ein grosses Problem. Unsere gesamte Lebensgemeinschaft – und man findet keine Leute, die sich melden, irgendwo an einer Gemeinschaft Teil zu haben, [...] da findet sich niemand mehr» (GD 2, 553).

Gründe für die sinkenden lokalen Bezüge wurden unter anderem in Phänomenen der «neuen Freiwilligkeit» gesehen (vgl. Ostendorp, Ostendorp, & Wehner, 2001). So wurde beispielsweise hervorgehoben, dass man sich heutzutage grossräumiger interessiere und engagiere und, vor allem ohne bzw. mit älteren Kindern, sich nicht mehr so auf das Quartier selbst fokussiere. Intensiv diskutiert wurde auch der Trend weg vom lebenslangen Ehrenamt hin zu zeitlich klar umgrenzten projektgebundenen Freiwilligeneinsätzen:

P8: «[...] [W]ieso wollen sich denn die [Eltern] jetzt da nicht gross engagieren?»

P3: «Schon, [...] Kaffee kochen, Kuchen machen, einen Tag kommen, um den Stand zu betreuen, kommen um [etwas] zu präsentieren – kein Problem, ABER immer an die Vorstandssitzung zu kommen oder immer auf die Post Antwort zu geben oder an die Elternvertreter-Sitzung zu kommen. Alle diese formellen Sachen, die sind schwierig.»

P1 [überschneidend]: «Das ist eine Zeiterscheinung, also das ist...»

P4 [überschneidend]: «Ja, ja, das ist schon wahr.»

P1: «Das ist bei uns, bei den Schweizern, bei den Vereinen, wer ist heute schon noch bei den Vereinen dabei, [mehrere Stimmen überschneidend] bei den Musikvereinen, das macht niemand mehr. Man geht, aber...»

P5: «Es sind auch dort immer die gleichen, die aktiv sind» (GD 3, 247-252).

Personen – so ein zentraler Erklärungsansatz der Diskussionsteilnehmenden – wollten und könnten sich nicht mehr fest mit einer Aktivität binden. Beispielsweise regelmässig zur gleichen Zeit Sport zu treiben, würde heutzutage gerade von jüngeren Generationen als die persönliche Freiheit und Spontaneität einschränkend betrachtet. Auch hätten viele Leute wegen ihres beruflichen Engagements kaum noch Zeit, darüber hinaus noch aktiv zu sein:

«Ich bin selber auch in einem Fitness. Und dort [...] habe ich natürlich durch das ganze Band Angebote. Und dort kann ich auch am Morgen gehen, für mich ist es viel einfacher, [...] ja, es ist einfach leichter. Und eben durch das, denke ich schon auch, ich war früher als Schülerin auch im Turnverein und als ich mit Arbeiten begonnen habe, habe ich auch auf das Fitness gewechselt, weil ich eben, wie wir vorhin gesagt haben, man ist flexibel, man kann gerade gehen, wenn man Zeit hat. Und ich denke halt eben schon diese Fitnessangebote, die es heute hat, da kann man jeden Tag sieben verschiedene Sachen machen. Und das ist halt schon auch das, wo LEIDER, dann eben andere Vereine zurück stecken müssen» (GD 15, 72).

Teilweise damit verbunden werden als ein weiteres zentrales Thema der demografische Wandel sowie Generationenfragen diskutiert. So werden häufig eine zunehmende «Überalterung» und, mit Blick auf jüngere Generationen, veränderte Interessen beklagt. Mit Nachdruck wird betont, dass es in der Freiwilligenarbeit an Nachwuchs fehle. Entsprechend betonen engagierte Personen ihren jahr(zehnt)elangen Einsatz und fordern gleichzeitig, dass jetzt einmal «die Jungen sollen, nicht immer die Alten» (GD 14, 24).

Oftmals wird in diesem Zusammenhang geschildert, dass technische Neuerungen wie Handy und Computernutzung oder ein drastisch angestiegener Fernsehkonsum das Gesellige im Quartier unterwanderten.

«[D]er [Fernseh-]Konsum hat natürlich schon wahnsinnig viel gebracht, nachher sind dann die Nintendo gekommen und nachher sind die Computer gekommen und also das distanziert ja schon uns Erwachsene schon ein wenig voneinander [...]. [W]enn man heute mit jemandem etwas abmachen möchte, muss jeder die Agenda zücken, [...] man hat einfach zu viel und durch das hat man für die Nachbarn oder für die Leute zu wenig Zeit» (GD 15, 238).

Insbesondere mit Blick auf Kinder und Jugendliche wird neben dem als stark angestiegenen wahrgenommenen Medienkonsum häufig ein deutlich erhöhter Leistungsdruck diskutiert, welcher auch für die abnehmenden Sozialkontakte im Alltagsleben verantwortlich gemacht wird:

«Und dieser Leistungsdruck [...],, der ist ganz klar für die meisten Kinder zuviel. Ich würde jetzt sagen: für uns auch» (GD 1, 109).

Während vereinzelte Diskussionsrunden die sozialen Prozesse in ihrem Quartier als «völlig problemlos» schildern, scheinen die vertieft diskutierten Themen in den Quartieren durch verschiedene Auswirkungen wahrgenommener gesellschaftlicher Veränderungen geprägt zu

sein. In der Regel werden diese Auswirkungen entweder aktuell negativ erlebt oder als negative Tendenz diagnostiziert. Die Frage, auf die sich die Diskussion häufig zuspitzt, ist die nach dem individuellen und kollektiven Umgang mit diesen Veränderungen vor Ort. Uns hat hierbei weniger interessiert, wie konkret mit diesen von den Diskussionsteilnehmenden wahrgenommenen Problemstellungen umgegangen wurde, als vielmehr, welche Sprachspiele und Argumentationsmuster von den teilnehmenden Personen bei der Diskussion der Thematiken verwendet wurden. Während es uns also zum einen um die Analyse eingefahrener Argumentationsmuster ging, wollten wir zum anderen mögliche Lösungen im Sinne von Veränderungen auf Ebene der Argumentationsmuster herausfinden.

Im weiteren Verlauf dieses Berichts werden wir zunächst den Fokus auf die in den Diskussionen verwendeten Argumentationsmuster lenken, um dann die hier dargestellten Thematiken in einem abschliessenden Kapitel wieder aufzugreifen und verschiedene Möglichkeiten zu entwickeln, wie mit den als für das Zusammenleben problematisch beschriebenen Aspekten konstruktiv umgegangen werden könnte.

3. Zwischen rhetorischer Übung und Handlungsimpuls: Vier Sprachspiele

Bei der Diskussion der Themen des Zusammenlebens wurde die Bedeutung dessen, was unter «Zusammenleben» verstanden wurde, auf vier unterschiedliche Weisen konstruiert. Diese vier Verständnisse mit ihren jeweiligen Konsequenzen für mögliche Ein- und Ausschlussmechanismen lassen sich als vier verschiedene «Sprachspiele» vorstellen, auf die von den Diskussionsteilnehmenden zurückgegriffen wurde. Dabei ist wiederum wichtig zu sehen, dass keines der vorgestellten Sprachspiele einzelnen Personen zugeordnet werden kann. Im Rahmen eines Argumentationsverlaufs innerhalb einer Gruppendiskussion bedienen sich verschiedene Gesprächsteilnehmer/innen eines Sprachspiels und folgen dadurch einer vorgegebenen Argumentationslogik. Dabei wird in der Regel auch von ein- und derselben Person zwischen verschiedenen Sprachspielen gewechselt, wodurch die Argumentation ihren teilweise widersprüchlichen, jedoch in sich jeweils stimmigen Verlauf mit seinen jeweils dazugehörigen Konsequenzen in Bezug auf Ein- und Ausschluss nimmt.

(1.) Das sich in der Alltagspraxis als ausgesprochen bedeutsam erweisende Sprachspiel des «*politisch korrekten*» *WIR*, in welchem eine «Harmonie unter Gleichgesinnten» betont wird und über ergänzende rhetorische Strategien ein «politisch korrekter» Ausschluss des Anderen stattfindet.

(2.) Das weitaus weniger häufig vertretene Sprachspiel des *offen abwertenden DIE*, welches weniger Strategie als unverhohlenen diskriminierende Aussagen gegen «den Ausländer» bereitstellt.

(3.) Das Sprachspiel des «*politisch korrekten*» *ALLE!*, welches gerne von engagierten und/oder gut informierten Personen verwendet wird und oftmals eine Kluft zwischen theoretischem Wissen und tatsächlichem Handlungsimpuls aufweist.

(4.) Das Sprachspiel des *reflektierenden ALLE?*, welches charakteristischerweise im Verlauf der Gruppendiskussionen gemeinsam erarbeitet wird und markante Reflexionsmomente («hier mitzumachen ist wirklich nicht leicht...») bzw. alternative Handlungsimpulse («wir könnten ja auch mal...») erkennen lässt.

3.1. Sprachspiel 1: Das «politisch korrekte» WIR

Grundbaustein WIR unter UNS

«Wir sind hier unter uns und haben`s gut miteinander». Diese Aussage kann als Grundbaustein des ersten Sprachspiels verstanden werden. Zum Ausdruck kommt, dass man das «Zusammenleben» unter seinesgleichen als ausgesprochen harmonisch empfinde. Positiv hervorgehoben werden beispielsweise «Zusammenhalt» und «gute Kameradschaft» (GD 15, 28). Auf die Nachfrage, warum es denn so gut laufe, bestärken sich die Diskussionsteilnehmenden gegenseitig: «Wir sind eine Kultur, [...] es sind einfach normale, für uns, unseren Kulturkreis gewohnte Verhältnisse» (GD 10, 45). In diesem Sinne werden die eigenen Ansprüche an eine harmonische Homogenität betont:

«Man ist [hier] eher bereit als Eltern das Kind in eine Spielgruppe zu geben, weil man genau weiss, dass diese Spielgruppe [...] den eigenen Anforderungen genügt. Also es ist eben in der Regel eine Harmonie da mit Gleichgesinnten» (GD 10, 148).

Eine zweite Variante des Themas «WIR unter UNS» – hier aus dem Beizenleben – wäre:

P1: «Also, wir hier haben ausschliesslich Stammgäste [...], man kennt jeden, jeden.» [...] Diskussionsleitung: «Was gefällt Ihnen hier [im Quartier]?» P1: «Eben genau das, das Persönliche, dass man eigentlich jeden kennt und jeden Tag weiss wer kommt. Das find ich noch so schön» (SPI, 10-20).

Der Fokus liegt hier also nicht auf dem Anderen, sondern auf dem Vertrauten. In der Ausgangssituation des ersten Sprachspiels wird grundsätzlich nur vom WIR gesprochen, während das Andere hier zunächst noch kaum eine Rolle spielt. Herangezogen werden positiv konnotierte Elemente wie «Harmonie», «Zusammenhalt», «Kameradschaft», «Engagement», «Miteinander» oder «Geselligkeit». Die folgende Abbildung zeigt das erste Sprachspiel mit seinen zentralen Bausteinen und der assoziierten Grundannahme.

Zum Glück sind hier keine Fremden

Dieser zweite Baustein des ersten Sprachspiels wird benutzt, wenn der als positiv eingeführte Ist-Zustand ausführlicher begründet werden soll. Die Betonung liegt hier auf dem Aspekt, dass man es sehr zu schätzen wisse, dass man die Möglichkeit habe, unter sich zu sein:

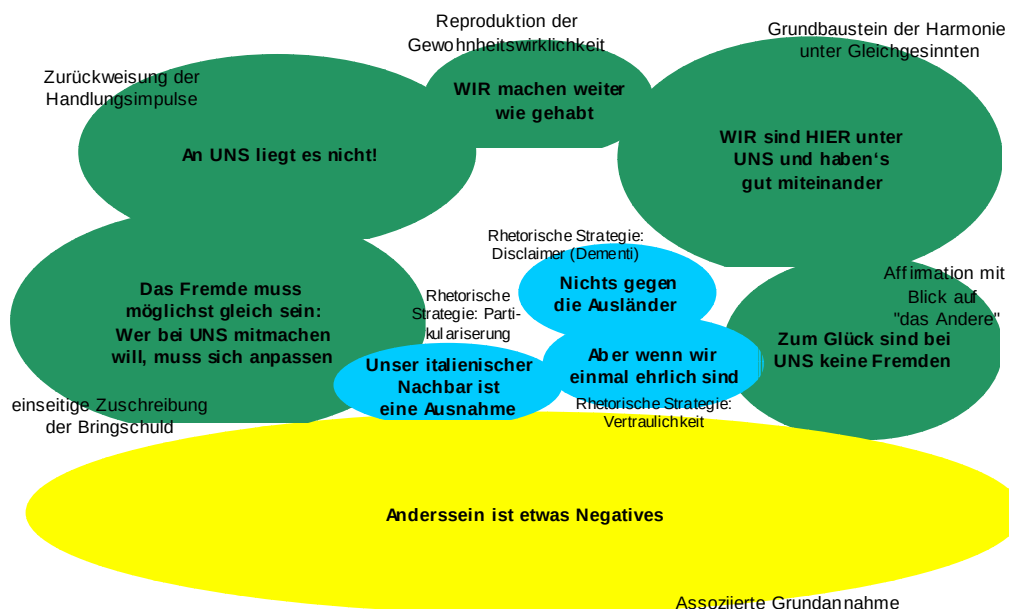
«Wir haben hier einen grossen Vorteil, wir haben nicht, äh, den Ausländerprozentsatz, den andere [...] haben [...]. Das wäre jetzt vielleicht schwieriger, [...] wenn ich jetzt wüsste, dass vielleicht 50, 60% fremdsprachige Kinder [da wären] und mein Kind müsste sich dann schon sehr früh mit Widrigkeiten herumschlagen. Also, da haben wir auch wiederum Glück» (GD 10, 28-148).

Und in einer einfacheren Variante hören wir:

«Hier ist es gut, hier kommen die Ausländer nicht hin» (GD ST 3, 20).

Ein homogenes Umfeld wird hier als «Glücksfall» verstanden. Die Diskussionsteilnehmenden sind sich in der Regel dessen bewusst, dass dies keineswegs als selbstverständlich angesehen werden könne, es sei nicht (oder: nicht mehr) der Normalfall, dass man sich nicht mit Fremden «auseinandersetzen» müsse. Damit wird das Fremde nicht explizit abgelehnt, sondern weiterhin auf das WIR verwiesen («wir haben Glück, dass sie nicht hier sind»).

„Politisch korrektes“ WIR



Nichts gegen die Ausländer, aber wenn wir einmal ehrlich sind...

Spätestens an dieser Stelle fällt den Diskussionsteilnehmenden in der Regel auf, dass ihre Ausführungen als «ausgrenzend» verstanden werden könnten. Das positive Image wird hier als angreifbar erlebt. Um dem vorzugreifen, steht im Rahmen des «*politisch korrekten*» WIR ein sehr grosser Fundus an rhetorischen Strategien bereit. Insbesondere werden entsprechende Dementi («Disclaimer») angeführt, mittels derer der eventuell aufkeimende Verdacht zurückgewiesen werden kann («wir haben nichts gegen die Ausländer»). Oft schliesst sich daran eine vertrauliche Mitteilung: «Aber wenn wir einmal ehrlich sind...». Als besonders elaborierte Version einer solchen rhetorischen Strategie der Vertraulichkeit kann das folgende Zitat gelten:

«[J]etzt gerate ich vielleicht in, äh, politische Unkorrektheit: Ich würde meinen, dass es EBEN DOCH daran, hauptsächlich daran hängt, dass wir wirklich wenig ausserkulturelle, ähm, Leute hier haben» (GD 10, 45).

Weniger elaboriert, doch inhaltlich nahezu identisch, wird sich in einer Diskussionsrunde aus dem öffentlichen Leben dieser rhetorischen Strategien bedient:

«Das ist rassistisch oder so, aber es ist so, eigentlich [...]. Es ist doof gesagt, aber es ist so» (GD 8, 146-155).

Im Anschluss an die Versicherung, dass man sich keineswegs politisch inkorrekt verhalten wolle («ich will jetzt nicht ausländerfeindlich sein»), wird hier eine «quasi-objektive» Beobachtung vertraulich geschildert: «[A]ber es ist so» oder «es sind eben wieder die Quartiere mit Ausländern!» Entsprechend eng verknüpft treten diese beiden rhetorischen Strategien a) Dementi und b) Vertraulichkeit auf. Ähnlich wird der im Verein diskutierte Wunsch nach einem Wohnort, an welchem «möglichst wenig Ausländer» zu finden seien, gefolgt von der vertraulichen Generalisierung, dass dies «wenn wir einmal ehrlich» seien «halt doch» überall so sei (GD 2, 88). Der Bruch mit der «politischen Korrektheit» erfolgt also nur unter vorgehaltener Hand unter dem Sigel der Vertraulichkeit – gleichsam als «politisch korrekter» Bruch mit der «politischen Korrektheit».

Anderssein ist etwas Negatives

Was allen Bausteinen des ersten Sprachspiels zugrunde liegt, ist die Annahme, dass Anderssein zwangsläufig etwas Negatives darstellen müsse. Darüber wird aber nicht offen gesprochen, im Gegenteil: Dies so deutlich zu benennen käme im Rahmen des ersten

Sprachspiels einem Tabubruch gleich. Das Negative wird also nicht direkt angesprochen, jedoch stillschweigend als gegeben vorausgesetzt. Anderssein fungiert damit als unausgesprochenes Schreckgespenst, welches es um jeden Preis zu vermeiden gälte. Wo beispielsweise der christliche Glaube als zentrales WIR-Kriterium genannt wird, wird eine sichtbar gemachte Konfessionslosigkeit mit dem Negativszenario des Andersseins verknüpft:

P4: «[Auch konfessionslose Familien] schicken ihr Kind [in den Religionsunterricht], das könnte von der Integration aus kommen [...].»

P1: «Eben, dass sie bereit sind, sich auch zu integrieren, denn wenn man sich nicht integriert und abgrenzt, dann wird es schwierig [...].»

P2: «Sie sind [sonst ja] auch ausgesetzt, [...] dass sie irgendwo nicht mitmachen können [...].»

P3: «Mhm, einzelne wären dann anders als alle anderen. Das wollen [sie] ja nicht» (GD 10, 175-187).

Ähnlich gilt in zahlreichen Diskussionen das Argument «zu anders» als Erklärung dafür, dass man beispielsweise mit «den Jugoslawen» Probleme habe. Argumentiert wird dann, dass diese «einen ganz anderen Charakter» (GD 15, 485) hätten bzw. «ein völlig anderes Volk» (GD, ST 3, 38) seien. Im Rahmen des ersten Sprachspiels und dessen assoziierten Grundannahmen («Anderssein ist etwas Negatives») ist dies selbsterklärend.

Das Fremde muss möglichst gleich sein

Wenn das Andere etwas Negatives darstellt, erstaunt es nicht, dass Integration als Assimilation verstanden wird. Man ist nicht neugierig auf das Andere, man möchte davon nichts sehen, aber man kann sich damit arrangieren. Im Gegenzug dafür, so die Annahme, könne erwartet werden, dass die Anderen sich alle Mühe geben, möglichst «gleich» zu sein.

«[S]olange sie [die Deutschen] nicht durch das Quartier durchrasen mit der deutschen Fahne, wenn sie das Fussballspiel gewonnen haben, sind wir eigentlich beruhigt, [...] weil die sind ja zivilisiert. Also, zivilisiert, man sagt öfters, wenn man jetzt vielleicht so aus dem Balkan Leute hier [...] hätte, wäre es etwas anderes. Aber die Deutschen, die [...] integrieren sich auch mehr oder weniger, und – akzeptieren – das Quartier, so wie es ist, mehr oder weniger [...]. Sie sind auch Ausländer, ganz klar! Nur sind es – einfachere für uns [...]. Die, die sieht man auch am Sonntag in der Kirche wieder, die Deutschen. Die sieht man bei uns in der Kirche oder bei den Katholischen in der Kirche – die gehen nicht irgendwo am Freitagabend noch in eine, in eine Moschee und machen noch irgendetwas selber, was wir nicht verstehen, oder. Also – auf gut Deutsch gesagt, die verstehen, die sind, die sind – ja, die [schauen] die gleichen

Fernsehprogramme und so weiter [...]. Sie haben vielleicht eine andere Sprache, aber sie sind – sonst gleich» (GD 8, 136-15).

Damit findet eine einseitige Zuschreibung der Bringschuld statt. Die Anderen dürfen ihr Anderssein nicht zeigen, sondern müssen möglichst gleich sein oder gleich werden. Aus der Subjektpositionierung des «Gastgebers» heraus wird an dieser Stelle zum Teil sehr deutlich betont:

«[M]an hat uns immer mitgeteilt, dort wo du dich aufhältst, sollst du dich anpassen» (GD 4, 38).

Oft finden sich solche Ausführungen gekoppelt an weitere rhetorische Strategien wie diejenige der beweisführenden Partikularisierung: Im Einzelfall sei das Fremde durchaus integriert, beispielsweise käme man problemlos mit dem italienischen Nachbarn zurande, der immer fröhlich winke und «Grüezi» sage. «Es geht ja, wenn die Anderen sich genügend anstrengen», so die Argumentationslogik dieses Sprachbausteins.

An UNS liegt's nicht

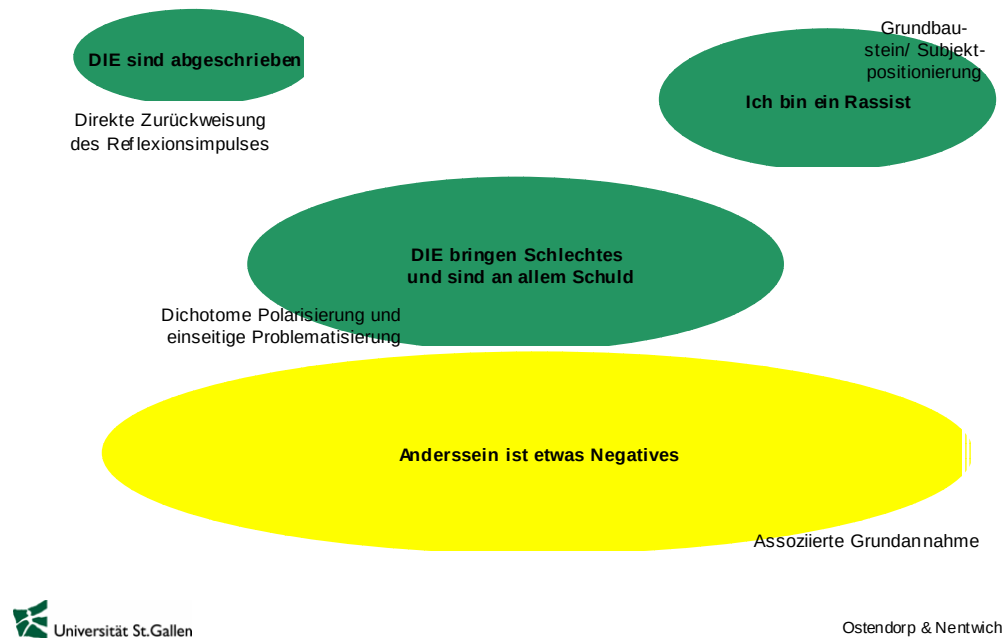
Im Rahmen dieses Argumentationsmusters wird ausdrücklich festgestellt, dass man unter seinesgleichen sei und dass – von Einzelfällen einmal abgesehen – «die Anderen» nicht dabei seien. Der hier aufscheinende Handlungsimpuls wird im Rahmen des «politisch korrekten» WIR-Sprachspiels jedoch zurückgewiesen. Ausschliesslich den Anderen, die ja formal jederzeit Zugang hätten, müsse es gelingen, möglichst wenig auffällig zu sein und damit Akzeptanz und Teilhabe zu erlangen. Wenn dies nicht gelänge, so die logische Schlussfolgerung, dann könne es demnach auch nicht an einem selbst liegen. In einer zugespitzten Version lautet das Argument:

«[Sie könnten ja], aber sie wollen ja gar nicht mitmachen [...]. An uns liegt es nicht!» (GD 15, 461).

Mit dieser Zurückweisung ist der Handlungsimpuls «plausibel» abgewehrt. In der Folge wird betont, dass man weitermache wie gehabt. Hier schliesst sich der Argumentationskreis des «politisch korrekten WIR», denn «WIR sind hier unter UNS und haben's gut miteinander».

3.2. Sprachspiel 2: Das offen abwertende DIE

Offen abwertendes DIE



Ich bin ein Rassist

Erwies sich das erste Sprachspiel als ausgesprochen elaboriert und reichhaltig an rhetorischen Strategien, so fällt für das zweite Sprachspiel des *offen abwertenden DIE* zunächst einmal ins Auge, dass es rhetorisch und argumentativ deutlich schlichter aufgebaut ist. Hier gibt es keine rhetorischen Strategien, die wenigen einzelnen Bausteine fügen sich hier eher rudimentär zusammen. Im Unterschied zum «*politisch korrekten*» *WIR* ist hier die assoziierte Grundannahme – Anderssein ist etwas Negatives – nicht tabuisiert, sondern darf unumwunden thematisiert werden. Den Ausgangspunkt dieses Argumentationsmusters bildet damit eine deutliche Subjektpositionierung des offen Abwertenden. In seiner elementarsten Version lautet dies:

«[I]ch bin ein Rassist. Stehe dazu. – Stehe dazu, bin ein Rassist» (GD 4, 413).

Eine weitere, sprachlich elaboriertere Variante tönt wie folgt:

«Also ich glaube, schlussendlich müssen wir uns eingestehen, dass wir intolerant sind. Wenn jemand Fremder kommt, [...] dann haben wir unsere Probleme» (GD 10, 119).

Die bringen Schlechtes und sind an allem Schuld

Auch hier wird also davon ausgegangen, dass Anders- bzw. Fremdsein etwas Negatives darstellt – im zweiten Sprachspiel muss dies zu keiner Zeit bestritten werden. Entsprechend klar und deutlich kommt dann auch die einseitige Problematisierung des Fremden daher:

«Im Bahnhof drin treffen sich die Schwarzen [mehrere Stimmen durcheinander]. Die Schwarzen, die Schwarzen, die einfach da mit ihrem – mit dem, mit dem Hasch und weiss dem Teufel was dealen, oder» (GD 4, 94).

Abstrakter formuliert klingt die einseitige Problematisierung des Fremden wie folgt:

«Das ist fremd und das bringt Probleme» (GD 10, 119).

DIE sind abgeschrieben

Die Folge daraus ist eine direkte Zurückweisung des Reflexionsimpulses – es besteht überhaupt keine Veranlassung, weiter über das Fremde zu diskutieren bzw. nachzudenken:

Diskussionsleitung: «Gibt es denn irgendwelche konkreten Probleme mit den Jugoslawen oder ist das eher allgemein?»

P3: «Die sind halt bei uns abgeschrieben» (GD ST 3, 40f.).

Im Unterschied zum ersten Sprachspiel des «politisch korrekten WIRs» wird im hier dargestellten zweiten Sprachspiel des «offen abwertenden DIE» die eigene Haltung gegenüber den Fremden direkt zum Ausdruck gebracht. Rhetorische Strategien sind dabei nicht notwendig, da die Konsequenz, nämlich die Subjektpositionierung der Sprechenden als Rassisten akzeptiert wird und nicht, wie im ersten Sprachspiel des «politisch korrekten WIRs» zu vermeiden versucht wird. Es bestehen jedoch auch Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Sprachspielen: Beide gehen von der grundlegenden Annahme aus, dass Anderssein etwas Negatives sei.

3.3. Sprachspiel 3: Das «politisch korrekte» ALLE!

Vielfalt muss als ein Vorteil für alle gesehen werden!

Im Gegensatz zu den beiden ersten Sprachspielen, bei denen davon ausgegangen wird, dass Anderssein etwas Negatives darstellt, wird beim Sprachspiel des «politisch korrekten» ALLE eine positive Grundannahme assoziiert: Hier wird davon ausgegangen, dass Vielfalt als ein Vorteil für alle gesehen werden müsse. Insbesondere Personen, die sich für Fragen der Integration engagieren oder auch eigene Migrationserfahrungen mitbringen, betonen im Rahmen dieses dritten Argumentationsmusters:

«P3: Was ich eben noch spannend finde, ich finde wirklich, wir sind ein lebendiges Quartier [...], es lässt auch viele Farben zu und diese Verschiedenheit muss auch sein, weil es so ist.»

P1: «Das kommt uns natürlich auch besonders entgegen [wir] sind ja mit dem aufgewachsen, mit – Vielfarbigkeit» (GD 11, 75f.).

Vielfalt wird hier als etwas Gegebenes angesehen. Die Thematik ist den Sprechenden durchwegs präsent, sei es aufgrund dessen, dass sie ihre Wirklichkeit nie anders als vielfältig wahrgenommen und erfahren haben, oder sei es aufgrund eines reflektierten Informiert-Seins. Das «Andere» wird hier zu etwas, was einfach da ist. Dies gilt als hinreichende Begründung für die Erwartung, dass damit entsprechend offen umgegangen werden muss.

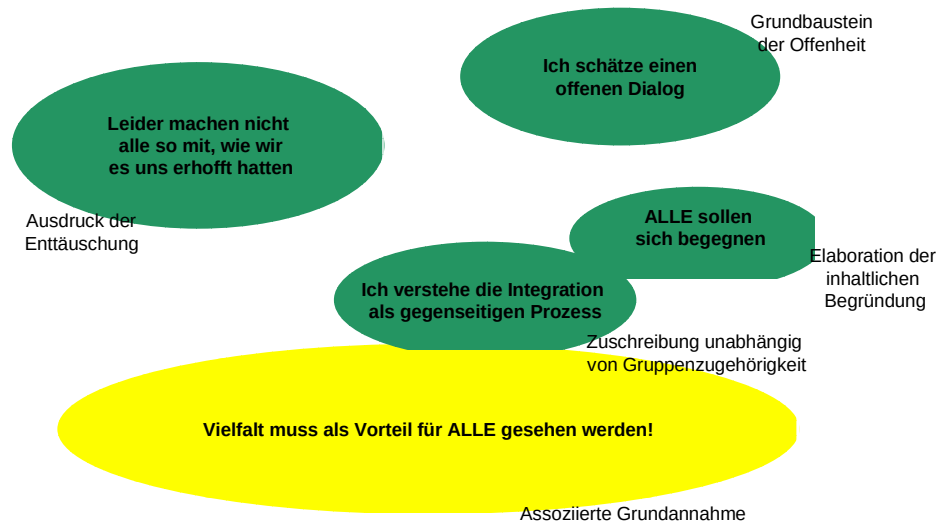
Die folgende Abbildung zeigt diese assoziierte Grundannahme sowie zentrale darauf aufbauende Argumentationsbausteine des dritten Sprachspiels, welche wir im Rahmen der Untersuchung gefunden haben.

Ich schätze einen offenen Dialog

Entsprechend der assoziierten Grundannahme, dass Vielfalt als ein Vorteil für alle gesehen werden müsse, lässt sich hier der Grundbaustein der Offenheit finden. Die Bedeutung eines «offenen Dialogs» wird teilweise sehr bewusst und gewählt vorgetragen:

«[M]an geht aufeinander zu, man ist offen und nicht so abwartend oder zurückhaltend, sondern, ja, das ist ein offener Dialog» (GD 10, 72).

„Politisch korrektes“ ALLE!



Ich will anderssprachige Leute kennen lernen

Wird der Grundbaustein der Offenheit inhaltlich weiter elaboriert, so werden im Rahmen des dritten Sprachspiels Illustrationen angeführt, wie ein Zusammenleben im Alltag aussehen könnte:

[M]an hat friedlich nebeneinander gelebt. Auch mit diesen Italienern hat man [...] friedlich nebeneinander [gelebt], man hat nebeneinander eingekauft, aber man hat nie miteinander geredet. Und ich will ein Quartier [...] wo ich auch Leute von anderen Sprachen kenne« (GD 3, 113).

Zusammenleben wird hier als ein aktives Miteinander verstanden, welches aktiv gestaltet werden soll und in welchem Vielfalt ganz bewusst gelebt werden soll. Entsprechend zeugt die obige Illustration auch von einer deutlich erhöhten Aufmerksamkeit bezüglich der Gestaltung des alltäglichen Zusammenlebens im Quartier und liefert einen anschaulichen Vergleich eines Ist- sowie eines anvisierten Soll-Zustandes.

Ich verstehe die Integration als gegenseitigen Prozess

Im Rahmen dieses Sprachspiels geht es ganz explizit darum, nicht nur bestimmte Personen, sondern potenziell «ALLE» in das alltägliche Zusammenleben einzubeziehen. Anstelle einer einseitigen Zuschreibung, dass die Anderen sich um «Integration» (d.h. Assimilation) bemühen müssten, wird hier Wert darauf gelegt, dass alle Seiten beteiligt sind. Die Ausführungen dessen erweisen sich hier als besonders fachlich informiert. Ausdrücklich betont wird, dass man die Teilhabe am alltäglichen Zusammenleben unabhängig von jeglicher Gruppenzugehörigkeit als «gegenseitigen Prozess» verstanden wissen wolle:

«[I]ch verstehe die Integration wirklich als gegenseitigen Prozess, also ich meine jetzt nicht, dass einfach die Ausländer kommen müssen und sich uns anpassen müssen, sondern dass wir UNS begegnen, kennen lernen, etwas von diesen Vorurteilen abbauen können, dass man ein wenig die Feindbilder – runterholen kann, dass es eben auch, irgendwo auch letztlich dem Frieden im Quartier dient» (GD 3, 106).

Leider machen nicht alle so mit, wie wir es uns erhofft hatten...

Im Rahmen dieses Sprachspiels werden die Grundannahmen und Zielsetzungen oft ambivalent vorgestellt. Auf der einen Seite werden die Ideale des «ALLE» geschildert, auf der anderen Seite tönen auch resignative Momente an. Diskutiert werden beispielsweise bestehende Integrationsangebote, wobei auch die Enttäuschung darüber zum Ausdruck kommt, dass trotz eigenen Bemühungen weniger Personen als erhofft teilnehmen.

P8: «[G]enau das ist ja unser Problem, dass jetzt wir vielleicht als Schweizer und Schweizerinnen haben, denn wir möchten miteinander Kontakt und Begegnung haben [...]. [W]ir haben jetzt auch zum Beispiel jemand [eine migrierte Person], der ganz aktiv ist [in einem Kulturverein seines Herkunftslandes] und wahnsinnig viel dort leistet und, und, und – Freiwilligenarbeit. Aber es reicht dann nicht mehr für das [hier bei uns]. Und dann bleibt eben ein wenig die so genannte Integration auf der Strecke [...] und da sind wir wirklich enttäuscht».

P 6: «Ich denke, man [...] engagiert sich dann immer in der gleichen Gruppe [...]. Unser Problem ist jetzt, dass wir sagen, ja, aber wie kriegen wir jetzt die Anderen rein?» [...]

P 4: «[Das] ist natürlich eine brüchige Sache, weil das sind nicht viele. Das hängt von EINZELNEN Personen ab» (GD 3, 106-169).

Ähnlich wird in einer anderen Diskussionsrunde die geringe Teilnahme sowie nötige «Animation» konstatiert:

P3: «Auch da ist's relativ niederschwellig, aber wer geht über diese Schwelle? Sind eben Leute, die engagiert sind, die relativ gut integriert sind, die sich in unserer Kultur irgendwie schon bewegen können [...]. Interessant [...] ist das [...] [F]est, das wir organisiert haben – da wurden zum Beispiel Musikgruppen aus verschiedenen Ländern eingeladen. Da konntest du beobachten, immer dann, wenn ihre Gruppe da war, ist die [Lachen im Hintergrund] – die Nationalität ins Zelt geströmt, oder [...].»

P2: «Aber, man muss schon sagen – das ist ein Anlass, den man extra organisiert hat für so etwas -, aber Dreiviertel der Leute kommen nie [...]. Einfach, weil sie nichts damit zu tun haben [...], das erschwert überhaupt Integration [...]. So muss man praktisch jeden Anlass ein bisschen künstlich gestalten, [...] es braucht einfach Animation» (GD 11, 40-42).

Im Unterschied zu den ersten beiden Sprachspielen bezieht sich das Sprachspiel des «*politisch korrekten*» ALLE auf eine positive assoziierte Grundannahme. Das Fremde ist hier nicht mehr negativ konnotiert, sondern die dadurch entstehende Vielfalt wird hier als wichtiges Beschreibungsmerkmal von Zusammenleben und Integration verstanden und soll – quasi automatisch – als Vorteil für alle gesehen werden. Dabei bleiben die weiteren Argumentationsbausteine jedoch auf einer allgemeinen Ebene, die zwar benannt und kritisiert wird, jedoch nicht in Handlungsimpulsen mündet.

3.4. Sprachspiel 4: Das reflektierende ALLE?

Es läuft hier nicht ideal...

Als Ausgangspunkt fanden wir im Rahmen dieses Sprachspiels weniger den Blick auf das Andere, sondern vielmehr darauf, was im Alltag des «WIR» bemängelt werden könne. Veranlasst wird diese Reflexion somit insbesondere durch das Beklagen dessen, was im alltäglichen Zusammenleben nicht gut laufe. Beispielsweise fürchtet man das «Beizensterben» oder das «Sterben der Vereine», oder man beklagt ähnlich wie im dritten Sprachspiel mangelndes Engagement derjenigen Personen, die nicht zum harten Kern gehörten (vgl. 4.1). Dabei stellt man fest, dass man ja eigentlich immer nur unter seinesgleichen sei:

«Aber so Türken oder Jugoslawen, oder, das habe ich also wirklich sozusagen nie, ich habe vielleicht einmal eine gehabt in all diesen Jahren [...]. [I]ch weiss den Grund

auch nicht, aber es ist mir auch schon aufgefallen, hauptsächlich eigentlich nur Schweizer [...], ja» (GD 15, 439).

Reflektierendes ALLE?



Kann Vielfalt etwa ein Vorteil für ALLE sein?

War die assoziierte Grundannahme im dritten Sprachspiel – dem «politisch korrekten» WIR, diejenige, dass Vielfalt per se einen Vorteil darstellen müsse, so ist diese Grundannahme im vierten Sprachspiel mit einem Fragezeichen versehen. Veranlasst durch die Problemstellung («es läuft hier nicht ideal»), tasten sich die Teilnehmenden im Laufe der Gruppendiskussion an derartige assoziierte (bzw. dissoziierte) Annahmen heran. Dass Anderssein nicht automatisch etwas Negatives darstellen müsse, sondern Vorteile bringen könnte, wird hier nicht als gegeben vorausgesetzt, sondern im Gesprächsverlauf erarbeitet: Kann Vielfalt etwa ein Vorteil für ALLE sein? Und wie könnte dieser Vorteil produktiv erschlossen und von allen genutzt werden?

Für Fremde ist der erste Schritt schwierig

An dieser Feststellung – wir sind eigentlich immer nur unter uns – entzündet sich im Rahmen des vierten Sprachspiels ein erster Perspektivenwechsel und damit ein Nachdenken über die Situation derer, die neu hinzukommen. Diesen Baustein mag eine längere, einer Gruppendiskussion aus dem Vereinswesen entstammende Passage anschaulich illustrieren:

P10: «Aber, jemand jetzt gerade, der neu hinkommt, also, ich wüsste jetzt auch nicht wo [er hier Kontakte knüpfen kann], ehrlich nicht»[...].

P1: «Aber wo trefft ihr euch dann?»

P10: «Ja, draussen auf der Strasse, [...] wenn ich komme und gehe, ich sehe immer jemanden [...]»

P7: «Gut, wenn ich nach Hause gehe, dann treffe ich auch jemanden, weisst du, so, ich meine jetzt so Altbekannte, nicht neue Bekannte, [aber es] geht darum, wie kann man Leute kennen lernen, oder, wie, ich meine jemanden, wo du nicht kennst [...]»

P10: «Ja eben, dann ist es elend schwierig, um an jemanden heranzukommen, wenn du neu bist, vor allem, weisst du, das Quartier ist ja bestehend und du kommst als Neuer hinein und wie findest du den Anschluss, also.»

P7: «Über die Kinder.»

P10: «Ja, und wenn keine Kinder da sind, weisst du?»

P7: [überschneidend] «Ja eben, das sagt sie, wie, ich wüsste es also nicht.»

P10: «Nein, ich wüsste nicht wie [...], echt nicht»[...]

P6 [überschneidend]: «Und ich denke auch, [...] in einen Verein gehst du nicht einfach so, also wenn jetzt du in ein Quartier hineinkommst, du kennst noch keinen Menschen, dann gehst du vielleicht schon einmal auf die Homepage schauen, aber ich weiss nicht, ob ich jetzt der Typ wäre, der telefonieren würde, hingehen und dort sind [viele Personen] und ich kenne keinen Menschen» [...].

P6: «Also, ich glaube, dann würde ich NICHT gehen. Aber, wenn ich jetzt irgendwo, eben beim Metzger oder beim Beck oder beim Quartierlädeli [...] jemanden ein paar Male sehen würde [...] und irgendwie käme es so zum Gespräch und du würdest sagen, du ich bin im [...] [V]erein hast du nicht auch Lust, dann würde ich gehen, weil dann hättest du eine Bezugsperson, aber wenn ich gar niemanden hätte, also ich wäre nicht der Typ. Ich habe sonst eigentlich nicht so Probleme [...], aber wenn ich dann in einen Verein hinein muss, wo ich gar niemanden kenne und nicht weiss, wie das Ganze abläuft und überhaupt und sowieso, hätte ich schon ein wenig Mühe, also da würde ich SICHER nicht gehen.»

P10: «Und bei uns ist, glaube ich, auch noch nie jemand so gekommen, einfach alleine, jemand Fremder, oder, also jemand Neuer»

P1: «Nein» (GD 15, 271-307).

Über die Perspektivenübernahme, das Hineinversetzen in andere und insbesondere in diejenigen, die neu in etwas Bestehendes dazukommen, wird hier davon ausgegangen, dass die Vereinsmitgliedschaft eher das Resultat eines zuvor gelaufenen Integrationsprozesses sei als ein Mittel, um sich zu integrieren. Den ersten Schritt zu machen sei schwierig, insbesondere dann, wenn man, wie es in Vereinen häufig der Fall sei, in seit Jahren bestehende und gewachsene Gruppen komme. In dieser Sequenz bleibt offen, wie dieses Problem gelöst werden kann. Eine Idee zeigt das nächste Zitat aus einer Gruppendiskussion, in der ähnliche Überlegungen stattgefunden haben. Dabei geht es hier nicht um Schuldzuweisungen, sondern vielmehr um das Bemühen, das Ausbleiben neuer Sozialkontakte zu erklären: Wenn es für Fremde schwierig sei, den ersten Schritt zu tun, dann wären sozusagen Personen mit einem Heimvorteil gefordert, diesen ersten Schritt anzubieten:

«[Für viele ist es schwer, den ersten Schritt zu tun], das hat sicher auch mit Angst zu tun. Und wenn dann jemand noch Ausländer ist, dann ist es noch zusätzlich schwierig, wenn er nicht den ersten Schritt machen kann, dann wartet er auf den Schritt, den der andere tut, oder. Und die St. Galler sind jetzt nicht gerade Leute, die unglaublich gerne den ersten Schritt tun» (GD 2, 202).

Ähnlich stellt eine andere Diskussionsrunde fest, wie kompliziert es sei, sich als Neuzugezogene vor Ort Einlass zu verschaffen, um dann selbstkritisch zu folgern: «Der St. Galler ist schon nicht einfach, nicht ein einfacher Mensch» (GD 4, 419). Diese Reflexion der ausbleibenden Sozialkontakte sowie der Rolle des eigenen Verhaltens als «St. Galler» nicht zu den Menschen zu gehören, denen dieser erste Schritt auf andere zu leicht fallen würde, leitet bereits zum nächsten Baustein über.

Wir gehen auch nicht mit wehenden Fahnen

Das im dritten Sprachspiel als Anspruch formulierte «offene Zugehen auf andere» ist das zentrale Element, über das in diesem Sprachspiel das eigene Verhalten reflektiert wird. So wird in der oben zitierten Runde überlegt:

«Würde mich jetzt nur einmal Wunder nehmen, bei uns in der Runde zum Beispiel, wer hat jetzt Kontakt im Quartier mit Türken oder Jugoslawen so wie wir Schweizer miteinander Kontakt haben [...]. Wenn man jetzt privat vielleicht mit jemandem so Kontakt haben würde, wie man sonst hat, wie jetzt mit einem Schweizer Pärchen, dann könnte man vielleicht so eine auch vielleicht eher motivieren in einen Verein zu kommen [...], weil dann kommt man ja ins Gespräch» (GD 15, 445).

Eine andere Diskussionsrunde, die eingangs noch die mangelnde Annahme von mühevoll initiierten Einladungen für andere Kulturen beklagt hatte, erinnert sich hier an Einladungen, die sie selbst von Personen und Organisationen erhalten, jedoch ebenso wenig angenommen hatte:

P6: «Also sie sind genauso offen, [...] was ich erlebe, wirklich genauso offen, wir nehmen es nur zu wenig wahr [...].»

P3: «[D]as sind auch Angebote, die stehen, die wir zum Teil wahrscheinlich auch zu wenig wahrnehmen [...].»

P6: «[Er] hat uns noch in vielen Sektoren eingeladen, aber wir gehen auch nicht einfach so mit wehenden Fahnen» (GD 3, 326-333).

Die Diskussionsteilnehmenden machen sich hier Gedanken darüber, aus welchen Gründen heraus ein Sozialkontakt nicht zustande kommt. Dabei sind sie bemüht, sich selbst als beteiligte – nicht schuldige, aber gleichwertig beteiligte – Personen zu verstehen, ohne sich darauf zu berufen, dass «die Anderen ja könnten, wenn sie nur wollten». Ein zentraler Baustein des vierten Sprachspiels wird damit die Aussage des «wir gehen ja auch nicht mit wehenden Fahnen». Die Schuld des Anderen weicht der Einsicht in allgemeine Phänomene des Umgangs mit dem Neuen, dem Ungewohnten, dem Anderen.

Wir könnten doch einmal etwas anderes machen

Als Folge aus diesen Reflexionen werden schliesslich Überlegungen angestellt, ob man selbst nicht einmal etwas ander(e)s machen könne und gegen die beschworene «Natur» der «St. Galler» das «Offen-auf-Andere-Zugehen» konkret zu praktizieren. Dies würde bedeuten, die Einladung in die Moschee anzunehmen, Ballsportkurse für Anfänger/innen anzubieten oder anderweitig das eigene Konzept mit Blick auf (noch) nicht dazugehörende Personen zu verändern bzw. zu erweitern – das «Andere» soll hierbei in die konkrete Alltagshandlung mit aufgenommen werden.

In diesem Sinne geht es nicht länger darum, Rechenschaft abzulegen, wer denn nun «den ersten Schritt» hätte machen sollen, wer sein soziales Soll erfüllt habe und wer folglich die Schuld an einem Scheitern zu tragen hätte. Im Vordergrund steht hier der Versuch, einen ersten Schritt zu initiieren bzw. aufzugreifen – nicht der Einhaltung gesellschaftlicher Spielregeln wegen, sondern des Kontaktes selbst wegen.

4. Konsequenzen: Praktizierte Ein- und Ausschlussmechanismen

Mit der Analyse der Sprachspiele konnten wir aufzeigen, welche Muster an Sprachbausteinen in den von uns untersuchten Alltagswirklichkeiten zur Verfügung stehen, um das Zusammenleben und insbesondere Ein- und Ausschlussphänomene zu thematisieren. Sprache – wie eingangs erläutert – verstehen wir dabei nicht nur als abstraktes Beschreibungsinstrument, sondern als «Baukasten» jeglichen konkreten Tuns. Manche dieser Argumentationsmuster sind sehr geläufig und vertraut, andere eher ungewohnt. Vier solche Sprachspiele haben wir in unserem Forschungsprojekt gefunden und vorgestellt, das «politisch korrekte» WIR, das *offen abwertende DIE*, das «politisch korrekte» ALLE! und das *reflektierende ALLE?*. Welche dieser Sprachbaukästen des Zusammenlebens auch immer verwendet werden, Personen wechseln grundsätzlich zwischen den einzelnen Mustern. Je nach Kontext bedienen sie sich also des einen oder anderen Sprachspiels, nicht selten in raschem Wechsel. Dabei zieht jedes der Sprachspiele unterschiedliche Konsequenzen für die konkret praktizierten oder «gelebten» Ein- und Ausschlussmechanismen nach sich.

Im Folgenden möchten wir in einer stärker systematisierten Form die Konsequenzen jedes Sprachspiels in Bezug auf Zusammenleben, Integration sowie Ein- und Ausschlussmechanismen aufzeigen. Wir betrachten dabei erstens das jeweilige Verständnis von Integration und die darin entstehenden Subjektpositionen, also die Möglichkeiten, sich als Individuum in diesem Sprachspiel zu verorten und zu definieren. Zweitens beleuchten wir, welche Themen in einem Sprachspiel assoziiert und welche dissoziiert bleiben und welche Haltungen gegenüber Veränderungen eingenommen werden. Diese Thematiken und Aspekte stellen erste Hinweise für das darauf folgende Kapitel, die Analyse der Veränderungspotentiale im Sinne von Übergängen von einem zum anderen Sprachspiel dar.

4.1. Sprachspiel 1: Das «politisch korrekte» WIR

Im ersten Sprachspiel, dem Sprachspiel des «politisch korrekten» WIR, gilt **Zusammenleben** als eine besonders wertgeschätzte «Harmonie unter Gleichgesinnten». **Integration** erweist sich als hochsensibles Stichwort, bei welchem höchste Vorsicht hinsichtlich geeigneter Wortwahl herrscht. Der Begriff wird hier klar als **Assimilation** verstanden. Wer neu dazu kommt, muss möglichst unauffällig sein, indem er oder sie sich an die Gegebenheiten im Quartier anpasst und somit so wenig wie möglich in seinem oder ihrem Anderssein erkannt

wird: Das Fremde muss möglichst gleich sein. Das macht deutlich, warum so wenig sprachliche Möglichkeiten bestehen, den Umgang mit anderen zu beschreiben. Die im Quartier ansässigen «Dazugehörenden» verstehen sich dabei als **Gastgeberinnen**, die neu Hinzukommende so lange als Gäste «akzeptieren», bis diese sich im Idealfall soweit angepasst haben, dass sie als dazugehörend identifiziert werden. Sich als Fremde in diesem Zusammenhang zu positionieren, ist daher nur in der Rolle des Gastes möglich, dessen Besuchszeit zeitlich begrenzt ist oder der so «gleich» werden muss, dass er nicht mehr als Gast sondern als dazugehörend wahrgenommen werden kann. **Assoziiert** werden bei diesem Sprachspiel in erster Linie Aspekte des Gewohnten und Vertrauten, die in einem positiv erlebten «WIR» zum Ausdruck kommen. Es wird darüber gesprochen, was einem im Quartier gefällt, was dazu gehört, was bewahrt werden sollte. **Dissoziiert** bleiben – bis auf wenige Ausnahmen – positive Aspekte des Anders- und Fremdseins. Entsprechend ist die Beschreibung der Harmonie und des Miteinander dadurch gekennzeichnet, dass mit Blick auf das Andere zu keiner Zeit thematisiert wird, was einem daran gefällt, sondern was daran *nicht stört*. Es ist also nicht etwas, das man erreichen kann, indem man etwas tut, sondern etwas, das durch Ausbleiben bzw. Unterlassung entsteht. Ausgeschlossen wird in diesem Sprachspiel dadurch, dass das Fremde keinen positiven Platz erhält, da die als harmonisch geschätzten Gemeinsamkeiten im Zentrum der Argumentation stehen.

Die in diesem Sprachspiel und seiner Grundannahme assoziierten Bausteine lassen es kaum zu, **alternative Wirklichkeiten** entstehen zu lassen. Kritischen oder reflektierenden Einwänden wird häufig mit rhetorischen Strategien begegnet, die die eigene Argumentationsweise abstützen und als unangreifbar präsentieren. Ziel ist grundsätzlich, Bestehendes zu bewahren. Um alternative Wirklichkeiten entstehen zu lassen und Veränderung zu initiieren, wäre es hier notwendig, das eingespielte Argumentationsmuster zu durchbrechen und Übergänge in andere Sprachspiele zu suchen. Diese Möglichkeit eröffnete sich in den Gruppendiskussionen immer dann, wenn es der Gruppe gelang, einen der fest gefügten, altbekannten Bausteine des Sprachspiels zu reflektieren oder gar in Frage zu stellen. Diese Reflexionsmomente bewirkten Öffnungen, die zu einem Übergang zu Sprachspiel 4 und damit zu einem grösseren Veränderungspotential führen konnten.

4.2. Sprachspiel 2: Das offen abwertende DIE

Auch im zweiten Sprachspiel, dem Sprachspiel des *offen abwertenden DIE*, fokussiert das Verständnis von **Zusammenleben** auf das Gleichgesinnte, wobei das Fremde hier aktiv und explizit ausgeschlossen wird. **Integration** gilt als ausgesprochen negativ konnotiertes

Reizwort. Dies wird unmissverständlich zum Ausdruck gebracht. Entsprechend offen abwertend wird das Fremde dargestellt. Die im Quartier ansässigen «Dazugehörenden» verstehen sich dabei als unfreiwillig in die Gastgeberrolle gedrängt und rechtfertigen ihre Ungeduld mittels Polarisierung und einseitiger Schuldzuschreibungen. Integration stellt keinerlei positive Option dar. Man grenzt sich selbst soweit ab, dass man den Kontakt zu anderen meidet und ein Zusammenleben so nicht stattfinden kann. Für das Fremde gibt es in diesem Sprachspiel keinen Platz, denn es erfüllt nicht die aufgestellte Norm, «schon immer dagewesen» sein zu müssen. Die entstehenden Subjektpositionen sind dadurch ausgesprochen negativ und einseitig. **Assoziiert** werden negative Erfahrungen, **dissoziiert** werden Perspektiven des Anderen sowie mögliche positive Erfahrungen mit dem Fremden. Auch hier erscheinen Argumentierende als die Gastgebenden, die sich in diesem Fall jedoch als in diese Rolle gezwungen positionieren. Die in diesem Sprachspiel und seiner Grundannahme assoziierten Bausteine lassen es nicht zu, **alternative Wirklichkeiten** entstehen zu lassen.

4.3. Sprachspiel 3: Das «politisch korrekte» ALLE!

Das Verständnis von **Zusammenleben** im dritten Sprachspiel, dem Sprachspiel des «*politisch korrekten*» **ALLE**, unterscheidet sich nun grundlegend von den ersten beiden Möglichkeiten. Hier wird Zusammenleben als gesellschaftliche Herausforderung begriffen, die eine aktive Teilhabe aller verlangt. **Integration** gilt als positiver Begriff, der als gegenseitiger Prozess charakterisiert wird und hohes politisches Potenzial enthält. In Bezug auf mögliche Subjektpositionen unterscheidet sich dieses Sprachspiel in einem zentralen Punkt von den vorangegangenen: Vielfalt, und damit auch das Andere und Fremde, wird hier nicht negativ, sondern als positiv und bereichernd bewertet. Dies hat zur Konsequenz, dass man sich im Unterschied zu Sprachspiel 1 und 2 von der Thematik betroffen fühlt. Integration wird hier zum Pflichtthema gemacht und man möchte etwas dafür tun. Dies äussert sich zumeist in Appellen an das soziale Gewissen, etwas «Gutes» tun zu müssen und tendiert dazu, in einer paternalistischen Fassung emanzipatorisch tätig zu sein. Zentrale Grundlage für diese mit dem dritten Sprachspiel verknüpften Handlungsmöglichkeiten sind Subjektpositionen, die eine Grenze zwischen dem «WIR» als die sich am eigenen Engagement Beteiligten und dem «SIE» als die nicht am eigenen Engagement Beteiligten festschreiben. Damit positionieren sich Argumentierende in den Passagen, in denen sie sich auf das dritte Sprachspiel berufen, ebenfalls in einer Gastgeberrolle.

Assoziiert werden in erster Linie positive Erfahrungen sowie Erwartungen an einen aufgeklärten und positiven Umgang mit Vielfalt. **Dissoziiert** werden konkrete

Handlungsimpulse mit Blick auf Veränderung. Der abstrakt formulierte Anspruch an «Integration als gegenseitiger Prozess» wird nicht mit dem eigenen Verhalten in Verbindung gebracht. Anstelle einer solchen Reflexion wird oftmals der Status quo analysiert sowie Enttäuschung über ein in einigen Aspekten nicht zufriedenstellendes Zusammenleben zum Ausdruck gebracht. Auch wenn die grundlegende Annahme sich verändert hat, so ist doch die praktische Konsequenz des dritten Sprachspiels der des ersten Sprachspiels sehr ähnlich: Man bleibt unter sich. Da einem aber, im Unterschied zum ersten Sprachspiel, im dritten Sprachspiel dieser Zustand nicht gefällt und man sich ja eigentlich bemüht hatte, etwas anderes zu erreichen, entsteht eine gewisse Ratlosigkeit und ein Unverständnis, warum man trotz guter Vorsätze nur vergleichsweise wenig zu erreichen vermag. Veränderung und Alternativen werden hier zwar gewünscht, können aber nicht gefunden werden, da das eigene Handlungs- und Gestaltungsvermögen fixiert ist und neue Zugänge dissoziiert bleiben. Ursachen für das beklagte «Unter-sich-Bleiben» werden in für das einzelne Individuum schwer zu fassenden gesellschaftlichen Veränderungsprozessen und Allgemeinplätzen wie «der Jugend», «den Medien», «dem Leistungsdruck» gesucht, nicht jedoch in der eigenen Gruppe, am eigenen Stammtisch oder Quartiersfest. In den Gruppendiskussionen entstand Veränderungspotential dann, wenn diese dissoziierten Möglichkeiten des eigenen Handelns assoziiert und dadurch sichtbar gemacht wurden. Ausgelöst wurde eine solche Reflexion häufig dadurch, dass die zugrunde gelegten theoretischen Konzepte und Ansprüche (Integration als gegenseitiger Prozess, wir wollen uns begegnen) auf das eigene Verhalten bezogen wurden (verhalte ich mich wirklich so offen, dass ich auf andere zugehe und mich darauf einlasse/wo engagieren wir uns letztlich nur unter uns und bleiben auch unter uns?). Auch hier stellen solche Reflexionsmomente einen Übergang in das vierte Sprachspiel dar.

4.4. Sprachspiel 4: Das reflektierende ALLE?

Im vierten Sprachspiel, dem Sprachspiel des *reflektierenden ALLE*, wird **Zusammenleben** als sich in stetiger Veränderung befindliche soziale Prozesse begriffen, welche durch neue Ansätze und Vielfalt bereichert werden können. **Integration** geht in den Vorstellungen des Zusammenlebens auf und spielt hier als Begriff eine untergeordnete Rolle. **Assoziiert** werden in erster Linie eigene Fragen und Veränderungsbedürfnisse sowie ein Erforschen und Erleben von Vielfalt als neue Möglichkeiten. **Dissoziiert** werden Schuldzuweisungen und stereotype Bilder des Anderen als etwas Negatives. In diesem Sprachspiel besteht ein hohes Potential für **Veränderung**. Dieses entsteht über die Reflexion des eigenen Verhaltens verbunden mit dem Handlungsimpuls, die gewonnene Erkenntnis auch in die Praxis umzusetzen. Indem der Ist-

Zustand, das Nicht-ideal-Laufen beklagt wird, entsteht hier die Möglichkeit, die eigene Praxis zu reflektieren.

Angewendet auf die konkret in den Quartieren diskutierten Probleme, z.B. keinen Nachwuchs für die Vereine zu finden oder kaum Besucher bzw. immer die gleichen Besucher beim Quartierfest anzutreffen, würde das bedeuten, einmal darüber nachzudenken, wen diese Aktivitäten ansprechen und ob man nicht tatsächlich etwas ander(e)s machen könnte, um das Zusammenleben im Quartier zu beleben. Hier würde es notwendig werden, über die eigenen Vorstellungen dessen, was man als «gutes Zusammenleben» oder ein «gelungenes Quartiersfest» versteht, hinauszugehen und sich auf neue Wege einzulassen. Eventuell wäre es in diesem Falle auch der Anspruch, ein Quartierfest für alle zu machen, der fallen gelassen werden müsste. Um neue Ideen zu bekommen, lehrt dieses Sprachspiel, dass es wichtig ist, auf die «Anderen» – also auf diejenigen, die bisher nicht angesprochen wurden bzw. die bislang nicht kamen – zuzugehen und sie mit einzubeziehen. Dies verlangt viel, allen voran die Bereitschaft, sich von althergebrachten Vorstellungen zu lösen, insofern sie Innovationen und Veränderungen ernstlich zu blockieren drohen.

Die Analyse der Konsequenzen der jeweiligen Sprachspiele auf Ein- und Ausschlussmechanismen hat gezeigt, dass dies in den vier Sprachspielen auf unterschiedliche Weise bewirkt wird. Gemeinsam ist den ersten drei Sprachspielen, dass sie das Andere, das Fremde oder das Neue klar von einem «WIR» unterscheiden. Insbesondere in Sprachspiel 1 zeigt sich dabei ein Widerspruch zwischen dem postulierten Anspruch, offen zu sein und der Annahme, dass «Harmonie» nur unter Gleichgesinnten möglich sei. Einzig das vierte Sprachspiel löst diesen Widerspruch auf, indem die sprechenden Subjekte hier selbst zu Betroffenen, die handeln können, werden. In Bezug auf Veränderung enthält insbesondere dieses Sprachspiel das Potential, alternative Wirklichkeiten entstehen zu lassen.

Hat sich bei der Analyse der Konsequenzen gezeigt, dass insbesondere das vierte Sprachspiel, das Sprachspiel des *reflektierenden ALLE*, Veränderungspotential birgt, so stellt sich die Frage, welche Übergänge zwischen den Sprachspielen genutzt werden könnten, um einen Wechsel von Sprachspiel 1, 2 oder 3 in das vierte Sprachspiel anzuregen. Entscheidend für eine Veränderung ist hier die Assoziation eines neuen Handlungsimpulses. Das, was im Verlauf des Sprachspiels dissoziiert bleibt, muss aktiv hereingeholt, also assoziiert werden. Dies ist zum Beispiel dann möglich, wenn von den Beteiligten eine Enttäuschung darüber geäußert wird, dass man in der Rolle der Gastgeberin im Quartier von den neu

Hinzukommenden nicht so angenommen wurde, wie man sich das vorgestellt hatte. Der Baustein «es läuft hier nicht ideal» bietet hier die Möglichkeit, über die Reflexion der eigenen Unzufriedenheit andere Handlungsmöglichkeiten zu assoziieren und damit ins vierte Sprachspiel zu wechseln. Dabei können die eigene Gastgeberrolle wie auch die bisherigen Lösungsversuche in Frage gestellt und gegebenenfalls an die neu wahrgenommenen Bedürfnisse und Zielsetzungen angepasst werden.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Über Zusammenleben sprechen: Was heisst Integration im Alltag? Wir haben Personen möglichst alltagsnah über aktuelle Themen ihres Zusammenlebens vor Ort sprechen lassen, um damit Aufschluss darüber zu gewinnen, mittels welcher Sprachspiele und den damit verbundenen Argumentationsmustern Einschluss bzw. Ausschluss im Alltag praktiziert und legitimiert bzw. in Frage gestellt wird. Die ersten drei Sprachspiele – das Sprachspiel des «politisch korrekten» *WIR*, das Sprachspiel des *offen abwertenden DIE* sowie das Sprachspiel des «politisch korrekten» *ALLE* – erwiesen sich dabei als vergleichsweise unflexible Konstruktionen, die auf einer so unausgesprochenen wie stabilen assoziierten Grundannahme aufbauten, innerhalb welcher die Position des «Anderen» klar positioniert wurde. Im Gegensatz dazu erwies sich das vierte Sprachspiel als vergleichsweise offen und experimentell. Hier wurde die assoziierte Grundannahme nicht einfach reproduziert, sondern indirekt hinterfragt und neu geprüft: «Kann Vielfalt etwa ein Vorteil für alle sein?». Entsprechend fanden wir auch hier die grössten Spielräume, um «Gewohnheitswirklichkeiten» aufzubrechen und Veränderungen zu initiieren. Möchte man Sprachspiele, die weitestgehend in sich geschlossen immer die gleichen Wirklichkeiten reproduzieren, in diese offene Richtung verändern, so werden – wie im vorangegangenen Kapitel aufgezeigt – neue Verknüpfungen oder «Brücken» hin zu neuen Sprachspielen wie insbesondere dem vierten Sprachspiel wichtig, um zu alternativen Handlungsmöglichkeiten zu gelangen. So erwies sich insbesondere ein ganz praktisches Bedürfnis nach Veränderung und Veränderungsfähigkeit im alltäglichen Zusammenleben als Motor für neue Wege einer weniger problembehafteten Integration im Alltag.

In diesem Sinne fiel uns immer wieder auf, in welchem Ausmass gerade die Methode der Gruppendiskussion bzw. der geselligen, alltagsnahen Gesprächsrunde nicht nur Analyseinstrument, sondern bereits Intervention darstellte. «Über Zusammenleben sprechen», praxisnah und vor Ort mit Akteurinnen und Akteuren des Alltags, verstehen wir damit als einen wichtigen Schritt, um das Thema nicht nur für Fachleute oder Betroffene, sondern für «ALLE» zugänglich zu machen. Nicht als abstrakte Denkleistung, sondern als konkretes Gestalten, als Einschluss und Ausschluss im Alltag. Fehlt beispielsweise einem Verein der Nachwuchs, so wäre für neue Lösungsansätze die zentrale Frage, inwieweit die betriebenen Anwerbe-Aktivitäten über die herkömmlichen Wege der Mund-zu-Mund-Propaganda unter vertrauten Personen hinausgehen könnten. Seitens älterer Generationen, um beim Beispiel zu bleiben, hörten wir vom «Desinteresse» der Jugendlichen, seitens Jugendlicher hörten wir

vom «mangelnden Angebot» für Jugendliche in ihrem Bezugsquartier. Diese Herausforderungen aber lassen sich nicht kraft der Beschlüsse seitens einer einzigen Generation beheben. Sie können nur da produktiv bearbeitet werden, wo unterschiedliche Perspektiven, im konkreten Fall verschiedene Generationen, anknüpfen und sich aktiv einbringen können. Auch wenn der Gastgeber (hier die ältere Generation) es sehr gut meint und die Jugend auffordert, die Tradition zu wahren und den Sinn und Zweck eines Aktionstages, eines bunten Abends oder eines Blumenwettbewerbs im Quartier anzuerkennen – solange sich Jugendliche in dieses Gastgeber-Konzept der Älteren lediglich quasi nachträglich einpassen dürfen, jedoch nicht mit ihren eigenen Themen und Ideen aktiv einbezogen werden, werden die bekannten Klagen weiterhin zu hören sein: dass «die Jungen» nicht mehr mitmachen und, vice versa, dass die Aktionen der Vorfahren wenig spannend seien. Im Vordergrund steht damit das mehrstimmig und gemeinsam geschaffene, im Werden begriffene Andere, das kreative Neue (vgl. Ostendorp, 2006; Ostendorp & Steyaert, 2006). Dies verlangt ein Verlassen der «WIR-Terminologie» der ersten drei Sprachspiele und einen Wechsel in neue Sprachspiele wie z.B. dem hier vorgestellten vierten Sprachspiel des «reflektierenden ALLE». Verstanden werden kann dies als ein prozessorientierter Versuch, der den Perspektivenwechsel und die explorative Interessensbekundung selbst in den Vordergrund rückt.

Wir sehen darin einen spannenden Prozess für alle Beteiligten, der nicht im Aufrechnen verharret, sondern jenseits von klar definierten Bezugsgruppen und Quartiersgrenzen nach vorne blickt. Mögliche Interventionen müssten daher auch auf dieser Ebene ansetzen, im Dialog mit den Akteuren und Akteurinnen des Alltags. Erklärtes Ziel wäre es, ausgehend vom eigenen geäußerten Problemerkennen allzu bekannte und eingefahrene Argumentationsmuster zur Diskussion zu stellen, um dissoziierte Elemente bewusst und damit für die Konstruktion alternativer Wirklichkeiten verfügbar zu machen.

Literaturverzeichnis

- Barker, M. (1981). *The new racism*. London: Junction.
- Billig, M. (2001). Humour and hatred: The racist jokes of the Ku Klux Klan. *Discourse & Society*, 12(3), 267-289.
- Billig, M., Condor, S., Edwards, D., Crane, M., Middleton, D., & Radley, A. (1988). *Ideological dilemmas: A social psychology*. London: Sage.
- Bohnsack, R. (2000). Gruppendiskussion. In I. Steinke (Ed.), *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch* (pp. 369-383). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Condor, S. (2000). Pride and Prejudice: Identity management in English people's talk about 'this country'. *Discourse & Society*, 11(2), 175-205.
- D'Amato, G. (Ed.). (2005). *Herausforderung Integration: Städtische Migrationspolitik in der Schweiz und in Europa*. Zürich: Seismo.
- D'Amato, G., & Gerber, B. (2005). Integration: Eine Herausforderung für die Städte in der Schweiz? In G. D'Amato & B. Gerber (Eds.), *Herausforderung Integration. Städtische Migrationspolitik in der Schweiz und in Europa* (pp. 10-34). Zürich: Seismo.
- Davies, B., & Harré, R. (1990). Positioning: The discursive production of selves. *Journal for the Theory of Social Behavior*, 20(1), 43-63.
- de Cillia, R., Reisigl, M., & Wodak, R. (1999). The discursive construction of national identities. *Discourse & Society*, 10(2), 149-173.
- Gilbert, G. N., & Mulkay, M. (1984). *Opening Pandora's Box: A sociological analysis of scientist's discourses*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hoffmann-Nowotny, H.-J. (Ed.). (2001). *Das Fremde in der Schweiz: Ergebnisse soziologischer Forschung*. Zürich: Seismo.
- Huber, P. (2005). Die Integration der Migranten: Die Sicht des Bundes. In G. D'Amato & B. Gerber (Eds.), *Herausforderung Integration. Städtische Migrationspolitik in der Schweiz und in Europa* (pp. 37-44). Zürich: Seismo.
- Kelle, U. (2000). Computergestützte Analyse qualitativer Daten. In E. v. K. I. S. U. Flick (Ed.), *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch* (Vol. 485-501). Reinbek: Rowohlt.
- LeCouteur, A., & Augoustinos, M. (2001). The language of prejudice and racism. In M. Augoustinos & K. J. Reynolds (Eds.), *Understanding Prejudice, Racism, and Social Conflict* (pp. 215-230). London: Sage.
- Liebig, B., & Nentwig-Gesemann, I. (2002). Gruppendiskussion. In P. Strodtholz (Ed.), *Methoden der Organisationsforschung* (pp. 141-174). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Loos, P., & Schäffer, B. (2000). *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*. Opladen: Leske+Budrich.
- Mallinson, C., & Brewster, Z. W. (2005). 'Blacks and bubbas': Stereotypes, ideology, and categorization processes in restaurant servers' discourse. *Discourse & Society*, 16(6), 787-807.
- Muhr, T. (1991). ATLAS/ti – Ein Werkzeug für die computergestützte Textinterpretation. In W. Glatzer (Ed.), *Modernisierung moderner Gesellschaften* (pp. 816-820). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nentwich, J. C. (2001). The process of understanding in qualitative social research. In M. Kieglmann (Ed.), *Qualitative research in psychology* (pp. 240-245). Schwangau: Ingeborg Huber Verlag.
- Nentwich, J. C. (2003). Gender differences as relational processes –

- reflecting reality constructions in interviews. In M. Kiegelmann & L. Gürtler (Eds.), *Research questions and matching methods of analysis* (pp. 157-170). Tübingen: Ingeborg Huber Verlag.
- Nentwich, J. C. (2004). *Die Gleichzeitigkeit von Differenz und Gleichheit. Neue Wege für die Gleichstellungsarbeit*. Königstein i.T.: Ulrike Helmer Verlag.
- Niederberger, J. M. (2004). *Ausgrenzen, Assimilieren, Integrieren: Die Entwicklung einer schweizerischen Integrationspolitik*. Zürich: Seismo.
- Oktar, L. (2001). The ideological organization of representational processes in the presentation of us and them. *Discourse & Society*, 12(3), 313-346.
- Ostendorp, A. (2006). *Human resource and corporate social responsibility concepts between fashionable luxury, old conflicts of interests, and new lines of flight*. Doctoral Thesis. Retrieved www.zb.unizh.ch, 2006
- Ostendorp, A., Ostendorp, C., & Wehner, T. (2001). *Was macht den Erfolg von Freiwilligeninitiativen aus? Teil I: Vier Beschreibungsdimensionen und ein Erfolgsfaktor. Teil: 14 Organisationsporträts. Mit einem Nachwort des Geschäftsleiters der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft Herbert Ammann*. Zürich: Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft.
- Ostendorp, A., & Steyaert, C. (2006, September 19-20th). *Diversity and differences in organizations between normalization, marginalization, and alterization – a discourse psychological approach*. Paper presented at the Qualitative Diversity Research: Looking Ahead, Leuven, Belgium.
- Perelman, C., & Olbrechts-Tyteca, L. (1971). *The new rhetoric. A treatise on argumentation*. Notre Dame: University of Notre Dame Press.
- Potter, J. (2005). Making psychology relevant. *Discourse & Society*, 16(5), 739-747.
- Potter, J., & Wetherell, M. (1987). *Discourse and social psychology. Beyond attitudes and behaviour*. London: Sage.
- Rapley, M. (1998). 'Just an ordinary Australian': Self-categorization and the discursive construction of facticity in 'new racist' political rhetoric. *British Journal of Social Psychology*, 37, 325-244.
- Steyaert, C., & Bouwen, R. (2004). Group methods of organizational analysis. In G. Symon (Ed.), *Essential guide to qualitative methods in organizational research*. Thousand Oaks: Sage.
- Van den Berg, H., Wetherell, M., & Houtkoop-Steenstra, H. (Eds.). (2004). *Analyzing race talk. Multidisciplinary perspectives on the research interview*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Van Dijk, T. (1992). Discourse and the denial of racism. *Discourse & Society*, 3, 87-118.
- Van Dijk, T. (1993). *Elite discourse and racism*. London: Sage.
- Walker, I. (2001). The changing nature of racism: From old to new? In M. Augoustinos & K. J. Reynolds (Eds.), *Understanding Prejudice, Racism, and Social Conflict* (pp. 24-42). London: Sage.
- Wanner, P. (2004). *Migration und Integration. Ausländerinnen und Ausländer in der Schweiz*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- Wetherell, M., & Potter, J. (1992). *Mapping the language of racism. Discourse and the legitimization of exploitation*. London: Sage.
- Wicker, H.-R., Alber, J.-L., Bolzman, C., Fibbi, R., Imhof, K., & Wimmer, A. (Eds.). (1996). *Das Fremde in der Gesellschaft: Migration, Ethnizität und Staat. L'alterité dans la société: migration, ethnicité, État*. Zürich: Seismo.
- Wicker, H.-R., Fibbi, R., & Haug, W. (Eds.). (2003). *Migration und die Schweiz: Ergebnisse des Nationalen Forschungsprogramms «Migration und interkulturelle Beziehungen»*. Zürich: Seismo.

- Wimmer, A. (2003). Etablierte Ausländer und einheimische Aussenseiter. Soziale Kategorienbildungen und Beziehungsnetzwerke in drei Immigrantennetzwerken. In H.-R. Wicker, R. Fibbi & W. Haug (Eds.), *Migration und die Schweiz* (pp. 207-236). Zürich: Seismo.
- Wittgenstein, L. (1997). Philosophische Untersuchungen. In *Werkausgabe, Band 1* (pp. 225-618). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Witzel, A. (1989). Das problemzentrierte Interview. In G. Jüttemann (Ed.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (pp. 227-258). Heidelberg: Asanger.
- Wood, L. A., & Kroger, R. O. (2000). *Doing discourse analysis. Methods for studying action in talk and text*. Thousand Oaks: Sage.

Danksagung

Das Projekt «Über Zusammenleben sprechen: Argumentationsmuster zu Integration im Alltag» wurde von zahlreichen Personen begleitet und unterstützt.

Allen voran möchten wir uns bei der Koordinationsstelle für Integrationsfragen des Kantons St.Gallen sowie bei der Eidgenössischen Ausländerkommission für einen äusserst anregenden Auftrag bedanken, der sich als durchweg lebendige und praxisnahe Forschung erwies.

Ebenso möchten wir dem Lehrstuhl für Organisationspsychologie und hier insbesondere Nicola Roberto Soccodato herzlich danken, der das Projekt engagiert begleitet und ganz besonders im Rahmen der aufwendigen Empiriephase wertvolle Mitarbeit geleistet hat. Ein herzliches Dankeschön auch an Sara Notz und Christopher Teissl, die uns im Rahmen ihrer Bachelor-Arbeiten bei der Datenerhebung unterstützt haben sowie Andrea Ryser und Antonia Dietsche, die die Interview- und Gruppendiskussionsstunden transkribiert haben.

Über die gesamte Entstehung- und Durchführungsphase hinweg wurde das Projekt von einer hochgeschätzten Begleitgruppe begleitet. An dieser Stelle bedanken wir uns von Herzen bei Beda Meier, Chika Uzor, Chris Steyaert, Elsa Fuchs, Eva Grabherr, Oliver Freeman, Peter Tobler sowie bei Simone Prodoliet für zahlreiche fruchtbare Diskussionen, Fragen, «In-Frage-Stellungen» und Anregungen.

Ein ganz besonderer Dank gebührt schliesslich auch jenen Personen vor Ort, ohne die unsere Forschung zu keiner Zeit zustande gekommen wäre: All jenen, die ihre kostbare Zeit zur Verfügung gestellt, Informationen gegeben und Kontakte vermittelt haben, die uns eingeladen oder unsere Einladungen angenommen und uns Einblicke in ihren Alltag, ihre verschiedenen Tätigkeiten und Erfahrungen gewährt haben – und natürlich all jenen, die im Rahmen lebhafter Diskussionsrunden darüber gesprochen haben, was *ihr* Zusammenleben in *ihrem* Quartier denn eigentlich ausmacht.

Autorinnen:

Dr. Julia Nentwich & Dr. Anja Ostendorp
Lehrstuhl für Organisationspsychologie
Universität St.Gallen
Varnbühlstr. 19
9000 St.Gallen
www.opsy.unisg.ch
julia.nentwich@unisg.ch
anja.ostendorp@unisg.ch

Der Projektbericht wurde von beiden Autorinnen in gleichberechtigter Zusammenarbeit geschrieben.